This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Afr
8279
00.44

WIDENER LIBRARY
HX DTJE $

Afr 8279.00.44

Harvard College Library

FROM THE

J. HUNTINGTON WOLCOTT FUND

GIVEN BY ROGER WOLCOTT [CLASS OF 1870] IN MEMORY OF HIS FATHER FOR THE "PURCHASE OF BOOKS OF PERMANENT VALUE, THE PREFERENCE TO BE GIVEN TO WORKS OF HISTORY, POLITICAL ECONOMY AND SOCIOLOGY"

Die Abrechnung mit England.

Von

Dr. Karl Eisenhart.

2. Auflage.

München.
Verlag von J. F. Lehmann.
1900.

Verlag von J. F. Lehmann in München.

Taschenbuch der deutschen Kriegsflotte

mit teilweiser Benützung amtl. Materials.

Herausgegeben von Kap.-Leutnant a. D. B. Weyer. I. Jahrg. 1900.

Preis eleg. geb. **Mk. 2.—.** Mit einer farbigen Tafel und 294 Textabbildungen.

Das Buch ist ein unentbehrliches Nachschlagewerk für alle Fragen, welche auf die Kriegsflotte Bezug haben. Es enthält eine illustr. Beschreibung aller deutschen Kriegsschiffe, Angaben über Organisationen der Flotte, Dienstpflicht, Seemannsrechte, Flotten der fremden Mächte u. s. w. u. s. w.

Das schönste Prachtwerk über die deutsche Kriegsflotte ist:

Deutschlands Ruhmestage zur See.

Preis: in Prachtmappe 40 M.

20 Bilder aus der deutschen Seekriegsgeschichte in Kupferlichtdrucken nach Originalgemälden von **Marinemaler Prof. Hans Petersen** mit begleitendem Text von **Vice-Admiral a. D. R. Werner.** Preis in Mappe 40 M.

Was das deutsche Volk seit den Tagen der Hansa Großes zur See geleistet, kommt hier zu bedeutenden Bildern zur Darstellung. Die einzelnen Blätter, die eine Größe von 37 bis 50 cm haben, eignen sich auch vorzüglich als Zimmerschmuck und werden einzeln zu Je 4 M., in hohes altdeutsch Rahmen gerahmt zu je 8 Mk. abgegeben.

Verzeichnis der Bilder.

1. 1368. Eroberung Kopenhagens durch die Hansa.
2. 1394. Klaus Störtebeker und Godeke Michael.
3. 1429. Klaus v. d. Ropke, Bürgermeister von Stralsund, schlägt die dänische Flotte.
4. 1653. Tromp Admiral Marnix.
5. 1658. Wappen des Admirals Tromp.
6. 1659. Tromp Admiral Marnix.
7. 1672. Tromp Admiral Marnix.
8. 1676. Tromp Admiral Marnix.
9. 1681. Tromp Admiral Marnix.
10. 1682. Tromp Admiral Marnix.
11. 1684. Tromp Admiral Marnix.
12. 1689. Tromp Admiral Marnix.
13. 1690. Tromp Admiral Marnix.
14. 1691. Tromp Admiral Marnix.
15. 1692. Tromp Admiral Marnix.
16. 1693. Tromp Admiral Marnix.
17. 1694. Tromp Admiral Marnix.
18. 1695. Tromp Admiral Marnix.
19. 1696. Tromp Admiral Marnix.
20. 1697. Tromp Admiral Marnix.

Bilder aus der

Deutschen Seekriegsgeschichte

von Germanicus bis Kaiser Wilhelm II.

Von Vize-Admiral a. D. **Reinhold Werner.**

Oktav-Format. 618 Seiten mit 165 Abbildungen. **Preis eleg. geb. 10 M.**

Vaterländische Kunstblätter

Herausgegeben vom **Alldeutschen Verbande.**

I. Blatt: Die Germanenschlacht im Teutoburger Walde. Originalzeichnung von E. Braun in Karlsruhe.

II. „ Pillau, der Hafen Brandenburgs. Kupferlichtdruck nach einem Originalgemälde von Franz von Wenbach.

III. „ Klaus Störtebeker und Godeke Michael. Kupferlichtdruck nach einem Originalgemälde von Professor Prof. H. Petersen.

IV. „ Kaiser Wilhelm der Große und Fürst Bismarck. Kupferlichtdruck nach einem Originalgemälde von Professor H. Hoffmann.

Jedes Blatt ist mit einem Begleitwort versehen, welches den Inhalt des Bildes und die geschichtlichen Ereignisse, die es darstellt, kurz erläutert. Die Blätter eignen sich auch vorzüglich zum Schmuck größerer Räume.

Preis jedes Blattes in der Größe von ... 3 M.
„ „ „ „ „ „ „ ... 10 „
Vollständiges Verzeichnis, illustriert ... 1 „

Die Abrechnung mit England.

Von

Dr. Karl Eisenhart.

2. Auflage.

München.
Verlag von J. F. Lehmann.
1900.

Afr 8279.0044

HARVARD COLLEGE
FEB 7 1918
LIBRARY

Wolcott fund

Vorwort.

Diese Schrift ist im Sommer des Jahres 1899 geschrieben worden, lange bevor der Krieg in Südafrika ausgebrochen war.

Ist durch die südafrikanischen Kämpfe auch die thatsächliche Unterlage für die Schrift etwas verschoben worden, so hielt ich mich doch für verpflichtet, die Arbeit in dieser Form erscheinen zu lassen. Ich hoffe, daß das, was der Verfasser in Bezug auf Transvaal richtig voraussagte, sich auch in Bezug auf unsere dereinstige Abrechnung mit England bewahrheiten wird. Vor allem hoffe ich aber, daß die von ihm vorausgeahnte Flottenvorlage, die inzwischen ja auch bereits von der Regierung angekündigt wurde, die Erledigung finde, die das Interesse des deutschen Volkes gebieterisch heischt.

Die Verlagsbuchhandlung.

Einleitung.

Wie ich dazu gekommen bin, das Leben eines Einsiedlers zu führen und mich ganz aus der Welt zurückzuziehen, würde besagte Welt sehr wenig angehen, wenn damit nicht immerhin einige Umstände verknüpft wären, die meine Erlebnisse aus dem beschränkten Dunstkreise des rein Persönlichen in die Sphäre des allgemein Bedeutungsvollen rücken.

Weder unglückliche Liebe, noch verfehlte Spekulationen haben mich zu dem getrieben, was die Mehrzahl aller Menschen als einen verzweifelten Schritt betrachten wird. Ich bin wohlhabend und Junggeselle, weil meine Jugendeseleien vernünftig ausgegangen sind und zu keiner Ehe geführt haben, ohne daß ich mir jedoch bezüglich irgend eines weiblichen Wesens Vorwürfe zu machen hätte.

Geboren zu Anfang der dreißiger Jahre, fing ich, kaum dem Knabenalter entwachsen, an, mich mit Politik zu beschäftigen. Das Fehlschlagen der Revolution des Jahres 48 würde mich sehr kalt gelassen haben, wenn damit nicht gleichzeitig der Versuch, meinem geliebten Deutschland die Einigkeit und damit die ihm gebührende Stelle unter den Völkern der Erde zu erringen, vereitelt worden wäre.

Ich empfand den Ausgang des Kampfes gegen Dänemark wie eine bittere Schmach; und daß die Ungarn und Italiener in ihrem Ringen nach Unabhängigkeit keinen Erfolg gehabt hatten, freute mich, weil ich in den Oesterreichern Deutsche und in ihren Siegen über Magyaren, Lombarden und Sardinier nicht den Sieg des Unterdrückers, sondern deutsche Siege sah.

Wie man sieht, war ich kein Mann nach dem Herzen jener waschechten Liberalen, die zuerst als Kosmopoliten an die Wohlfahrt anderer Leute denken und sich dann erst darauf besinnen,

daß sie Deutsche sind und ein engeres Vaterland haben. Ich war erst deutsch und nochmals deutsch und zum dritten Male deutsch; so lange ich daher in den Oesterreichern Deutsche sah, die gegen Wälsche kämpften und sich der magyarischen Honveds erwehrten, war mein Herz in ihrem Lager und keine Minute hielt ich mich bei der Frage auf, ob denn auch das formale oder ethische Recht auf ihrer Seite sei. Ehe ich von dem bekannten englischen Spruch: „right or wrong — my country!" gehört hatte, war er bei mir längst zu Fleisch und Blut geworden.

So flößte mir der Krimkrieg nur das denkbar geringste Interesse ein, und die Siege der Alliierten über die Russen in der Krim waren mir ebenso gleichgiltig wie die Erfolge der Russen über die Türken in Kleinasien. Die Begeisterung eines großen Teiles der deutschen Presse für die Westmächte, die eines andern für die Moskowiter, war in meinen Augen ebenso thöricht wie würdelos.

Jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert, bin ich immer noch der Meinung, daß mein Gefühl damals das Richtige traf.

Aus demselben starken deutschen Empfinden heraus konnte ich denn auch in dem Verhalten der liberalen preußischen Presse gegenüber dem ungleichen Kampfe, den Oesterreich im Jahre 1859 gegen die Francosarden zu bestehen hatte, nur eine bedauerliche Verirrung erkennen. Und wiederum muß ich sagen: obwohl ich weiß, daß Oesterreich seine Niederlage verschuldet hat, obwohl seine nachmalige Politik und die nichtswürdige Bedrückung der Deutschen durch Taaffe, Belcredi, Badeni und Thun ihm alle meine Sympathien entzogen hat —, damals war mein Gefühl richtig, und die liberale Presse Deutschlands verriet einen empfindlichen Mangel an nationaler Gesinnung und nationalem Ehrgefühl, als sie den Siegen Napoleon III. und den mehr als zweifelhaften Heldenthaten Garibaldis zujubelte.

Weiterhin aber wurde ich an dem Verstande und der Einsicht der öffentlichen Meinung in Deutschland und ihrer Organe mehr und mehr irre. Natürlich schwärmte ich weder für das Bourbonenregiment in Neapel, noch für die verlumpte päpstliche Wirtschaft im Kirchenstaat, aber warum wir Deutsche uns für die

Beseitigung der italienischen Zaunkönige und ihre Ersetzung durch Viktor Emanuel gar so erschrecklich begeistern sollten, als wäre darum uns ein besonderes Heil widerfahren, das ist mir damals unklar gewesen und ist mir heute noch unklar. Der verworrene Kosmopolitismus, der sich über die Besiegung der Tscherkessen durch die Russen ärgert, über die Unterdrückung des Sepoy-Aufstandes triumphiert, Thränen der Trauer vergießt, wenn die Tories, Thränen der Freude, wenn die Whigs ans Ruder kommen, der mit dem leidenschaftlichsten Interesse die Parteigruppierungen in den Balkanstaaten verfolgt, der immer für irgend etwas schwärmen muß, sei es polnisches Gesindel oder südamerikanisches Lumpenpack, seien es hellenische Klephten oder montenegrinische Schafdiebe — dieser Kosmopolitismus ist mir immer fremd gewesen; und wenn ich sehe, wie diese einfältige Parteinahme für uns ganz fremde Interessen nur dazu gedient hat, uns die allgemeine schlecht verhehlte Geringschätzung zuzuziehen, so kann ich nicht finden, daß mein Gefühl auf einem Irrwege gewesen wäre.

Aber dann wurde plötzlich alles anders.

Bismarck trat auf die Weltbühne.

Mit welcher feuerigen Begeisterung ich seine Laufbahn und die durch ihn siegreich durchgeführte Aufrichtung Deutschlands zur gewaltigsten Macht Europas verfolgte, brauche ich nach allem bisher Gesagten nicht weiter auszuführen. Nicht als ob ich immer mit ihm einverstanden gewesen wäre: nicht einverstanden war ich mit ihm, als er sich gegen Oesterreich mit der ungarischen Revolution verband, nicht einverstanden, als er sich in der Karolinenfrage vor den spanischen Schreihälsen zurückzog, nicht einverstanden, als er die Samoafrage von Herbert Bismarck verpfuschen ließ.

Ich bin gerne bereit, mich vor den Thatsachen zu beugen, wo sie mir unrecht geben, aber wer möchte behaupten, daß gerade in den erwähnten drei Punkten die spätere Entwickelung der Dinge mir unrecht gegeben hätte?

Wie tief mein energisches deutsches Gefühl durch die schmachvollen Caprivi-Verträge verwundet wurde, ist leicht zu ermessen. Als Fürst Hohenlohe die traurige Erbschaft seines unfähigen

Vorgängers antrat, hoffte ich auf bessere Zeiten. Zum Teil erfüllte sich meine Hoffnung — nur zum Teil.

Die über die Maßen schwächliche Haltung Deutschlands gegenüber Frankreich, als dieses in der stinkenden Dreyfus-Angelegenheit Schmach auf Schmach, Beschimpfung auf Beschimpfung gegen uns häufte, war unverzeihlich, noch unverzeihlicher aber unsere rückgratlose Unterwürfigkeit gegen England und die Vereinigten Staaten in der Samoafrage.

Damals bekam ich einen Brief von einem unserer befähigtsten Diplomaten, der mir auch jetzt noch immer lesens- und beachtenswert erscheint, wenn sein Pessimismus auch vorübergehend von den Ereignissen scheinbar desavouiert worden ist. Er schrieb mir:

Daß unsere Staatsmänner auf den einfachen und würdigen Ausweg, der sich ihnen darbietet, gar nicht verfallen, ist nur dadurch erklärlich, daß sie allem Anschein nach für die ungeheuere Größe der uns zugefügten Beschimpfung kein Verständnis haben.

Hätten sie es, so hätte, als die Beschimpfungen, die Amerikas brutale und Englands doppelzüngige Politik uns Tag für Tag zufügte, in dem Auftreten des arroganten Admirals Kautz und des unzurechnungsfähigen Kapitäns Sturdee von der „Porpoise" ihren nicht mehr zu überbietenden Höhepunkt erreichten, sowohl in Washington wie in London eine Note übergeben werden müssen, in der ohne alle Leidenschaft folgendes erklärt wurde:

1. Man weiche in Samoa der Gewalt, die dort unter Mißachtung der vertragsmäßigen Rechte Deutschlands, unter Verkennung der überwiegenden deutschen Interessen und unter Formen ausgeübt werde, die klar und offenkundig die Absicht verrieten, Deutschland Unrecht und Schimpf zuzufügen. Man lege dagegen feierlich und formell Verwahrung vor der Mitwelt ein und berufe sich getrost auf das Urteil der Nachwelt, die nicht verfehlen werde, über die eines zivilisierten Volkes unwürdigen Schießereien und Mordbrennereien unbefangener und schärfer zu urteilen, als es der lebenden Generation möglich sei.

2. Da es sich mit der Würde Deutschlands nicht vertrage, unter den obwaltenden Umständen noch länger in dem Condominium zu verharren, so verzichte man auf alle daraus er-

wachsenden Rechte und werde allen deutschen Staatsangehörigen anraten, sich aus einem Lande zurückzuziehen, wo unter der von Amerika und England inaugurierten Gewalt- und Säbelherrschaft nicht mehr die wünschenswerten Bürgschaften für die Sicherheit ihres Lebens und Eigentums vorhanden wären.

3. Da es ferner der Würde Deutschlands nicht entspreche, Entschädigungsansprüche seiner Staatsangehörigen anzumelden, die keine Aussicht auf gebührende Berücksichtigung hätten, so werde man die Schädigung, welche den Deutschen auf Samoa durch das englisch-amerikanische Vorgehen und die daraus für Deutschland notwendig gewordenen Schritte erwachsen sei, aus Reichsmitteln gut machen. Dem Reichstag werde eine entsprechende Geldforderung zugehen.

4. Endlich teile man den beiden Regierungen, der englischen und der amerikanischen mit, daß die Botschafter in London sowie in Washington Urlaub auf unbestimmte Zeit erhalten hätten und die laufenden Geschäfte von Geschäftsträgern besorgt werden würden. Man gebe den beiden Mächten anheim, ein gleiches Verfahren bezüglich ihrer Botschaften in Berlin zu beobachten.

Auf solche Noten war nur zweierlei möglich; denn ein Drittes, sie zum Vorwande eines Krieges zu machen, wäre für England wie für Amerika doch kaum möglich gewesen, da man ja das eigentliche Streitobjekt bereitwillig in ihren Händen ließ. Allerdings wäre die Aussicht, bei jeder für England und Amerika auftauchenden Verlegenheit mit Deutschlands feindseliger Haltung rechnen zu müssen, trotz der eisenfresserischen Gebärden, die John Bull und Bruder Jonathan zur Schau zu tragen lieben, für beide äußerst unbehaglich gewesen, aber für einen Krieg hätte sie doch keinenfalls eine genügende Begründung abgegeben. Es blieb also, wie gesagt, nur eine zwiefache Alternative.

Entweder sie begriffen, daß sie einen politisch unvernünftigen und moralisch verwerflichen Weg eingeschlagen hätten, und sie sahen sich nach Mitteln um, der berechtigten Entrüstung Deutschlands die Spitze abzubrechen.

Oder — und das ist das bei weitem Wahrscheinlichere — sie nahmen hohnlachend das Zurückweichen Deutschlands an,

antworteten in sophistischen und brutalen Noten und ließen ihre zügellose Presse noch roher und pöbelhafter, als es ohnehin schon geschah, alles Deutsche mit Kot bewerfen.

Aber darin hätte eine Demütigung für uns nicht gelegen. Die öffentliche Meinung der ganzen civilisierten Welt würde auf unserer Seite gewesen, das angelsächsische Brüderpaar aber nicht mehr das widrige Gefühl losgeworden sein, daß es die größte und tüchtigste Militärmacht der Erde zur unversöhnlichen Feindin hätte.

Man wende auch nicht ein, daß dies Bewußtsein die beiden Länder zu einer noch weiteren Annäherung geführt und so an einander gekettet haben würde, wie das drückende Gefühl einer gemeinsamen Schuld das Bindeglied zwischen zwei Verbrechern ist. Das wäre wohl vorübergehend der Fall gewesen, aber nicht auf die Dauer. Und was bedeuten denn die paar Jahre eines sogenannten herzlichen Einverständnisses gegenüber den Jahrzehnten und meinetwegen Jahrhunderten, von denen Deutschland die Sühnung des ihm widerfahrenen Unrechts erwartet? Zwei Jahrhunderte hat Deutschland warten müssen, bis es die Schmach der räuberischen Wegnahme von Straßburg rächen konnte; warum soll es nicht auch zwei Jahrhunderte auf die Rache für die samoanische Schandthat warten können?

Dazu kommt noch Eins. Schon im bürgerlichen Leben gibt gemeinsam begangenes Unrecht nur einen kümmerlichen und wenig haltbaren Kitt ab. Im Dasein der Nationen ist es nicht anders, zumal da hier die internationalen Verhältnisse die Keime zu Zwistigkeiten in sich bergen, deren Lebenszähigkeit jede entente cordiale überdauert. Eine ebenso belehrende wie belustigende Illustration zu dieser völkerpsychologischen Thatsache gewährt ein auch nur flüchtiges Durchblättern der satirischen Zeichnungen von Mr. Punch, wovon man sich durch die aus den Spalten dieses echt englischen Witzblattes ausgehauchte männermordende Langweiligkeit nicht abschrecken lassen möge. Wie dort heute Rußland, morgen Frankreich, übermorgen Amerika umschmeichelt, und wie ebendort heute Amerika, morgen Rußland und übermorgen Frankreich mit Kot beworfen wird, ist für den, der alle Wand-

lungen der öffentlichen Meinung aufmerksamen Auges verfolgt, überaus lehrreich. England und Amerika haben aber auf so vielen Punkten des Erdballs schwer vereinbare Interessen, daß alle Redensarten der Presse, alle Besorgnisse vor der Feindschaft anderer europäischer Mächte diesen Abgrund nicht zu überbrücken vermögen. Die angebliche Interessengemeinschaft würde vielleicht nicht beim ersten, zweiten oder dritten, aber sicher bei dem fünften oder zehnten Interessenkonflikt in die Brüche gehen. Ob zuerst Amerika oder zuerst England der Freundschaft satt werden würde, ist nicht gewiß; wahrscheinlich England, das ja zunächst überall und immer die werbende und schmeichelnde Rolle spielt. Aber früher oder später, jedenfalls lange vor Ablauf der oben in Aussicht genommenen zwei Jahrhunderte, würde zwischen Amerika und England jene Entzweiung eingetreten sein, die noch das Ende jeder unnatürlichen politischen Freundschaft gewesen ist, wie sie das Ende der Tilsiter Buhlschaft zwischen Napoleon und Alexander I. und wie sie das Ende der entente cordiale zwischen Frankreich und England in den fünfziger Jahren gewesen ist."

So weit mein diplomatischer Freund. Die Lösung der Samoafrage, wie sie nachmals durch das deutsch-englische Abkommen erfolgte, ist mir zur Zeit, da es abgeschlossen wurde, unbekannt geblieben. Wie das zuging, wird sich aus dem weiteren Verlauf meines Berichts ergeben! Ich muß jedoch, auf die Gefahr hin, für einen Unverbesserlichen gehalten zu werden, offen bekennen, daß mir dies Abkommen nur halb gefällt, und daß ich mich nicht zu der Ueberzeugung bekehren kann, es sei der oben entwickelten Politik vorzuziehen. Der spätere Verlauf hat mir Recht gegeben und gezeigt, daß eine weiter blickende Politik doch vielleicht besser gethan hätte, einen vorübergehenden Verlust dem verlockenden Scheinerfolge vorzuziehen. Daß wir diesen Scheinerfolg weit über den Preis bezahlt haben, und daß ohne die Niederlagen, die gerade damals England sich von den Buren beibringen ließ, nicht einmal dieser Vertrag zu erlangen gewesen sein würde, sollte doch auch nicht vergessen werden.

Wenn gleichwohl ein Chorus jubelnder Begeisterung, in den nur wenige besonnene Blätter nicht rückhaltslos einstimmten, den

journalistischen Wald Deutschlands durchrauschte, so lag das an zwei Dingen. Einmal hatte unsere raschlebige Zeit schon vergessen, daß vor nicht gar vielen Jahren Deutschland bei einer etwas spröderen Haltung, als Amerika Hawaii annektierte, und gegen Konzessionen auf Tonga Samoa umsonst haben konnte. Das steht bekanntlich aktenmäßig fest, wenn auch nur zwei Organe der deutschen Oeffentlichkeit darauf hingewiesen haben, die Harden'sche „Zukunft" und die „Münchener Neuesten Nachrichten." Zweitens aber waren die Deutschen in der verhängnisvollen Caprivischen Epoche zu einer erstaunlichen Bescheidenheit dressiert worden. Unter Bismarck waren wir an große Erfolge so gewöhnt, daß jeder kleine Erfolg uns mit Mißvergnügen erfüllte; Caprivi dagegen hatte uns so virtuos an große Mißerfolge gewöhnt, daß wir kleinere fast als Erfolg betrachteten und dementsprechend bejubelten.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu meiner Erzählung zurück.

Es sollte schlimmer und schlimmer kommen. Zu der unsäglichen Lächerlichkeit der von hysterischen Weibern in Unterröcken und in Hosen angestifteten speichelleckerischen Demonstration zu Gunsten des moskowitischen Friedensmanifestes gesellte sich das fortgesetzt schwächliche Verhalten der deutschen Regierung auch in den späteren Stadien der schmutzigen Dreyfus-Angelegenheit. Wenn ich in ersterer Angelegenheit über den politischen Säuglingsverstand, der weite Kreise des deutschen Volkes zu den absonderlichsten Bocksprüngen verführte, noch lachen konnte, so empörte mich bei der letztgenannten der dienstbeflissene Uebereifer, der eine englische Nachricht über eine scharfe Note der deutschen Regierung gar nicht schnell genug widerrufen konnte. Wie um Himmelswillen kam man nur auf den Gedanken der Möglichkeit, daß die deutsche Regierung eines energischen Schrittes gegen Frankreich fähig sei! Welch' eine Beleidigung des Auswärtigen Amtes!

Mich überkam ein Ekel an der ganzen Politik. Feierlich gelobte ich mir, wenn es ja noch schlimmer kommen sollte, jeder weiteren Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu entsagen, keine Zeitung mehr zu lesen und mich, gleich den Anacho-

reten der Thebais, ganz von der Welt zurückzuziehen. Wenn Schopenhauer mit der Behauptung Recht hat, daß alle Lebensfreude eigentlich nur in der Abwesenheit von Schmerz und Verdruß besteht, so handelte ich ja weise, wenn ich mich von allem fernhielt, was geeignet war, mir Aerger und Kummer zu bereiten.

Im Stillen hoffte ich freilich immer noch, daß dies Aeußerste nicht eintreten würde; es kam jedoch viel schneller, als ich in meiner pessimistischsten Stimmung befürchtet hatte.

Es zuckte schmerzlich in mir auf, als die Krankheit Kiplings Anlaß zu Kundgebungen in Deutschland wurde, die außer allem Verhältnis zu der litterarischen Bedeutung dieses Mannes standen. Ich kann darüber um so unbefangener urteilen, als ich selbst zu den eifrigsten Bewunderern Kiplings gehöre. Bin ich doch der Erste gewesen, der in einer längeren, in den „Münchener Neuesten Nachrichten" erschienenen Abhandlung auf die eigentümliche Begabung und die frische Ursprünglichkeit des damals in Deutschland noch beinahe ganz unbekannten Dichters hingewiesen hat. Aber gerade weil ich mit der Eigenart dieses litterarischen Charakterkopfes so innig vertraut war und sie in allen ihren Wandlungen aufmerksam verfolgt hatte, war ich mir bewußt, daß die jüngste, in den ödesten Manierismus ausgelaufene Phase seiner Entwicklung, die selbst bei seinen begeistertsten Verehrern einiges Kopfschütteln erregte, keineswegs die künstlich aufgebauschte Bewunderung verdiente, die gerade ihr jetzt in der deutschen Oeffentlichkeit zu Teil wurde. Aber sie war ja begreiflich! Auf der Höhe seines Schaffens war Kipling gesund, und da kümmerte sich bei uns keine menschliche Seele um ihn — wir schwärmten damals eben für Ibsen, Tolstoy und Guy de Maupassant —, nun aber war er schwer krank, die ganze englische Presse sprach von nichts anderem, natürlich mußte Deutschland den Rummel mitmachen, ohne zu ahnen, daß man eine verknöcherte Größe feierte, die ihren Höhepunkt längst überschritten hatte.

Der Kaiser in seiner edlen impulsiven Weise sandte ein Telegramm an den schwer erkrankten Dichter: warum auch nicht? Hatte er doch, getreu seinem Grundsatze nihil humani a

me alienum puto, und auf gleiche ritterliche Vergeltung nicht rechnend, Kondolenztelegramme an die Franzosen abgesandt beim Tode Mac Mahons und Canroberts, Lesseps' und Faures! Nur die widrige Art, wie nun die öffentliche Meinung Chorus machte und die Presse das dümmste und abgeschmackteste Zeug von und über Kipling veröffentlichte, verdroß mich furchtbar. Ehre, dem Ehre gebührt! Aber nur nicht gleich Purzelbäume schlagen!

Allein das mochte ja hingehen. Takt- und Geschmacklosigkeiten sind wohl verdrießlich, aber im Grunde ist es besser, darüber mit Demokrit zu lachen, als mit Heraklit zu weinen. Aergerlich ist eben nur, daß nicht in Deutschland allein die Verständigen über solche Narrheiten lachen, sondern daß auch das Ausland darüber höhnt und spottet. In diesen Ueberschwenglichkeiten liegt ein gut Teil Würdelosigkeit, das uns nicht zur Ehre gereicht und weit schlimmer ist als der angebliche Chauvinismus, der Blättern vom Schlage der „Freisinnigen Zeitung" und der „Weserzeitung" so viel Kummer bereitet.

Beiläufig: alle sogenannten chauvinistischen Treibereien des Alldeutschen Verbandes haben wohl mitunter bittere und gehässige Bemerkungen im Auslande hervorgerufen, aber niemals ist ihnen die souveräne Verachtung, der süffisante Hohn zu Teil geworden, wie der Schweifwedelei vor dem Auslande, die in so vielen freisinnigen Blättern ihr ekelhaftes Unwesen treibt. Das ist eine Thatsache, die denn doch zu denken geben sollte.

Den Becher zum Ueberlaufen brachte dann, — leider nicht ein Tropfen, sondern ein ganzer Guß! — die Coghlan-Affaire und die vornehm-schwächliche, elegant-dekadente Haltung, die man ihr gegenüber bei uns einnahm. Wir forderten keine Genugthuung für die Flegeleien von Dewey, Kautz und Sturdee, von Chambers und Maxse, wir forderten keine Entschädigung für die den Deutschen auf den Samoa-Inseln durch die englisch-amerikanischen Mordbrennereien zugefügten Verluste, aber auch Coghlan durfte uns ungestraft beschimpfen und wir begnügten uns mit dem lächerlich-milden Tadel, der dem bes . . . . . Lümmel zu Teil wurde.

Aber noch nicht genug! Auf Kaiser Wilhelms Depesche an Mac Kinley, die er voll Courtoisie in englischer Sprache an den

Präsidenten richtete, um ihm für die Erlaubnis zur Landung des direkten deutsch-amerikanischen Kabels zu danken, antwortete Mac Kinley mit yankeehaftem Dünkel nicht deutsch, sondern englisch mit yankeehaftem Hochmut in den kühlsten konventionellen Wendungen . . . . und die deutsche Presse war entzückt —, begeistert!

Entzückt und begeistert auch dann noch, als Mac Kinley, um seiner Rüpelei die Krone aufzusetzen, nach Absendung des Telegrammes schleunigst auf den „Raleigh" fuhr und dem flegelhaften Trunkenbold Coghlan mit demonstrativer Herzlichkeit die biedere Rechte schüttelte!

Wer kennt nicht die bitterbösen Worte Börnes über die Deutschen und ihre Herkunft? Schimpfliche Worte, deren früher teilweise nicht wegzuleugnende Berechtigung seit 1864, 1866 und 1870/71 vollkommen verschwunden zu sein schien! Daß nach alledem und trotz alledem wieder eine Zeit kommen sollte, wo Börnes beißende Bemerkung wieder in alle ihre Rechte eingesetzt werden würde — wer hätte das in seinen schwersten Träumen für denkbar gehalten? Und doch war es so gekommen!

Grübelnd und brütend saß ich auf meinem Zimmer und hielt Umschau, ob nicht doch noch in der Trostlosigkeit, die abermals den deutschen Michel in ihre Fesseln schlug, irgendwo ein Hoffnung verheißender Strahl zu erblicken sei. Aber ich fand keinen — keinen einzigen!

Eine Partei, die Deutschland in die erbärmlichen Zustände vor der Reformation zurückschrauben möchte, und die für die bodenlose Sittenlosigkeit, die Fäulnis der staatlichen, kirchlichen und anderen öffentlichen Zustände einen genügenden Ersatz in der unbestrittenen Herrschaft eines wälsch geborenen und wälsch denkenden Papstes und seiner fanatischen mönchischen Heeresmacht in deutschen Landen findet — die Herrin der politischen Lage! Neben ihr eine andere, unheimlich anwachsende, der sumpfgeborenen Hydra vergleichbar, eine Partei, die als einziges politisches Leitmotiv die Lohninteressen des Proletariats anerkennt und alles nationale deutsche Empfinden mit nichtsnutziger Gemeinheit, mit giftgeschwollener Bosheit in den Staub tritt! Auch sie mächtig durch die Unterstützung der ihr gesinnungsverwandten freisinnigen

Partei, die für alle im Interesse der Erhaltung deutscher Wehrhaftigkeit gemachten Anforderungen nur ein stupides (das deutsche Wort dumm ist dafür zu gut) höhnisches Nein, für die aus den auswärtigen Beziehungen sich ergebenden Notwendigkeiten nicht den schwächsten Funken von Verständnis hat! Agrarier, Antisemiten, Konservative in sich zerfallen, einer nackten Interessenpolitik huldigend, nur unzuverlässige und launische Stützen einer echt nationalen Politik. Und ihnen allen gegenüber das kleine Häuflein der Nationalliberalen — machtlos und durch eigene Fehler zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken . . .

Die Einzelstaaten gewährten keinen tröstlicheren Ausblick. Undeutsche Fürsten auf deutschen Thronen oder erbberechtigt zu solchen! In Württemberg alle Aussicht auf einen Wechselbalg klerikal-demokratischen Regiments! In Baden ein politischer Pfaffe wie Wacker als Beherrscher der katholischen Elemente einerseits, halbverrückte Demokraten wie Venedey andererseits an der Arbeit durch Reinigung der Lesebücher das kraftvolle und streitbare Volk zu entmannen! In Bayern ein beschränkter Partikularismus und eine stumpfsinnige fanatische Unduldsamkeit mit jedem Tag an Boden gewinnend, und dabei ein journalistischer Klopffechter von größtem Einfluß, der unaufhörlich und von niemand gehindert Deutschland und Preußen mit den rüdesten, nichtswürdigsten, infamsten Beschimpfungen überschüttet; warum sollte er auch nicht? Weiß er doch wie alle Welt, daß alle Staatsanwälte, die mit Lust und Energie Anklage auf Anklage wegen groben Unfugs erheben, sich nicht an den Menschen herantrauen, der täglich den gröbsten Unfug und offenkundigen Landesverrat betreibt!

So sieht das trostlos traurige Bild aus, das sich vor meinem inneren Auge entrollte. Ich mußte lachen über die Blindheit der journalistischen Optimisten, die immer und immer wieder über den unberechtigten Pessimismus und den Niedergang der öffentlichen Stimmung klagten. Gewiß, todkrank ist das deutsche Volk nicht, es ist nur seekrank. Daran stirbt man nicht. Aber was nur heiteren Spott und Lachen erregt, wenn es sich um die Ueberfahrt von Cuxhaven nach Helgoland oder von Ostende nach

Dover handelt, das ist doch eine ernste Sache, wenn ein in die fernste Ferne sich erstreckendes stürmisches Meer dem Kranken eine unabsehbare Dauer seines Leidens ankündigt. Und so ist vielen wackeren und patriotischen Deutschen zu Sinne. Nicht „finis Germaniae!“ rufen wir verzweifelt — da sei Gott davor! — aber niedergeschlagen sehen wir auf die anstürmende endlose Wasserwüste vor uns und erblicken kein bläulich schimmerndes Gestade, das uns Befreiung von der entnervenden und demoralisierenden Seekrankheit verhieße.

Wohin ich mich zurückzog, um meinem Entschluß der Verzichtleistung auf jeden intellektuellen Anteil an der Politik treu bleiben zu können, ist gleichgiltig. Wenn es dem Leser dieses biographischen Bruchstückes Vergnügen macht, so kann er an der Hand der zu seiner Verfügung stehenden Karten meine Einsiedelei in den unwirtlichen Ebenen der asiatischen Wüste Gobi oder in den Oasen der afrikanischen Sahara oder in den Wald- und Prairiewildnissen Amerikas oder auf einem meerumfluteten Eiland des Stillen Ozeans suchen. Genug, ich war allen Menschen fern; für meine leiblichen Bedürfnisse war gesorgt, meinen geistigen genügte eine auserlesene kleine Bibliothek. Nur kam nie eine Zeitung in meine Klause, und wie die Welt mich durch eine offizielle Todeserklärung beseitigt hatte, so hatte ich die Welt für tot erklärt und lebte einsam nur für mich, wie weiland die Atlantide Kalypso in ihrem Inselparadies Ogygia.

Der Leser verzeihe diese kurze rein persönliche Abschweifung, ich werde sogleich wieder zu allgemeinen Dingen zurückkehren.

Zwanzig Jahre verflossen mir in dieser idyllischen Einsamkeit und während dieser ganzen Zeit verspürte ich niemals auch nur vorübergehend eine Anwandlung von Sehnsucht nach Rückkehr in das zivilisierte Leben. Im einundzwanzigsten Jahre aber kam — nicht ich zur Civilisation, sondern — die Civilisation zu mir. Ein Europäer ward zu mir verschlagen. Es war eine stürmische Regennacht, und ich konnte nicht anders, als Gastfreundschaft gewähren.

Nachdem meine eingeborenen Hausgenossen für die Bequemlichkeit des Gastes gesorgt hatten, wurde das Abendessen

aufgetragen. Bevor wir die Hände nach dem lecker bereiteten Mahle ausstreckten, erklärte ich dem Fremden, daß mein Haus und meine Habe zu seiner Verfügung stünden, so lange er wollte, unter der einen Bedingung jedoch, daß niemals die politischen Verhältnisse unserer europäischen Heimat auch nur mit einem Worte oder einer Andeutung gestreift würden. Bei der ersten Ueberschreitung dieser Bedingung würde ich sofort und für immer auf das Vergnügen seiner Gesellschaft und Unterhaltung verzichten.

Der Fremdling ging, wenn auch einigermaßen verwundert, auf diese Bedingung ein, und da er ein vielseitig gebildeter Mann war, der sich recht gut unterhalten konnte, auch ohne Skat zu spielen und über die Verdienste Liebers und Eugen Richters zu streiten, so kamen wir ganz vortrefflich mit einander aus.

Am zweiten Tage unserer Bekanntschaft zeigte er mir eine merkwürdige Versteinerung, die er irgendwo gefunden hatte; ich weiß nicht mehr, ob es ein Trilobit oder das berühmte fehlende Zwischenglied zwischen Mensch und Affe war; als er diese Kuriosität wieder einpackte, riß von dem Papier, das er dazu benützte, ein größerer Fetzen ab, den er achtlos auf die Erde fallen ließ.

Das ist nun ein Vorkommnis, das gewiß keine Erwähnung verdiente, wenn es nicht von entscheidendem Einfluß auf diese meine Geschichte gewesen wäre, ja, wenn dieser unglückliche Papierfetzen nicht auf die Erde geflattert wäre, so würde das Heft, das der geneigte und nachsichtige Leser in Händen hält, ungeschrieben und ungedruckt geblieben sein.

Denn dies Papier war ein Stück Zeitungspapier, und als ich, alleingeblieben, es aufhob, fielen meine Augen auf eine Stelle, die ich erst gedankenlos und zerstreut las, die mich aber dann, als der Inhalt in mein Bewußtsein gelangte, aufspringen und das Blatt anstarren ließ wie ein leibhaftiges Wunder.

Es war nur eine ganz kurze Notiz, die meine Aufregung verursachte, aber zu dem, was meine letzte politische Erinnerung war, paßte sie ungefähr so, wie zu dem Einzuge Napoleons in Berlin nach der Schlacht bei Jena ein Kaiserbesuch in Straßburg und Metz.

Sie lautete:

„Das deutsche Pacific-Geschwader wird nunmehr, nachdem es den Forderungen des Reiches an die Australische Union den gebührenden Nachdruck verliehen hat, eine Rundfahrt durch unsere Besitzungen in der Südsee antreten. Es sollen zunächst die Häfen auf den Samoa-, den Tonga- und den Fidschi-Inseln angelaufen und dann eine Rundreise um Neu-Guinea gemacht werden; in Timor wird das Geschwader sich trennen; ein Teil wird von dort aus Celebes und Borneo anlaufen, um sich dann nach der Hauptstadt unseres dortigen Inselreiches, Batavia, zu wenden, während der kommandierende Admiral nordwärts nach Kiautschau steuern wird. In Erwartung dieses Besuchs verspricht die Badesaison in Tsintau sehr lebhaft zu werden; schon jetzt zählt die Kurliste 926 Personen mehr als zur gleichen Zeit im Vorjahre. Große Festlichkeiten werden vorbereitet, zu denen der Kaiser von China erwartet wird."

Immer und immer wieder mußte ich diese Zeilen lesen, und nur mit Gewalt konnte ich mich dem bethörenden Zauber, den sie auf mich ausübten, entreißen. Die Australische Union — die ostindischen Inseln deutsch, ganz Neu-Guinea deutsch, Tonga und Fidschi deutsch — welche Umwälzung mußte vorausgegangen sein, wenn Derartiges Wirklichkeit war!

Der Schlaf floh mein Lager. Ununterbrochen beschäftigte sich mein Geist mit den Dingen, die ich da gelesen hatte. Ich sprang auf und schritt in meinem Zimmer auf und ab. Unmöglich konnte ich in so vorgerückter Nachtstunde meinen Gastfreund noch einmal stören, um von ihm wenigstens eine kurze Erläuterung zu dem Gelesenen zu erhalten, und doch wollte es mich bedünken, als ob ich vor Ungeduld und Neugier die Morgenröte nicht erleben würde, wenn ich in dieser Ungewißheit bliebe. Da wollte es mein glücklicher Stern, daß ich an das Fenster trat und aus einem vom Fremdenzimmer ausgehenden Lichtkegel folgerte, daß auch mein Gast sich noch nicht zur Ruhe begeben habe.

Ich ging zu ihm, bat wegen der Störung um Entschuldigung und befragte ihn um die Vorgeschichte jener Zeitungsnotiz.

Er lächelte eigentümlich und antwortete:

„Sie wollen mich doch nicht zum Bruch der Verpflichtung verführen, die ich Ihnen gegenüber für gewährte Gastfreundschaft übernommen habe?"

Ich beteuerte, daß ich weit entfernt von einer so hinterlistigen Absicht sei, und wirklich und wahrhaftig von dem heftigsten Drange gepeinigt werde, die Vorgeschichte der erstaunlichen Gegenwart zu erfahren, die sich in jener Zeitungsnotiz kundgebe.

Der Fremdling schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich halte als Mann von Wort mein Versprechen. Aber hier," — er überreichte mir ein schön eingebundenes Buch — „können Sie die Geschichte der großen Umwälzungen lesen, von denen Sie noch gar nichts zu wissen scheinen. Es steht bei Ihnen, ob Sie sich daraus unterrichten wollen oder nicht."

Ich bedankte mich, nahm das Buch, dessen Titel „Die Abrechnung mit England" meine leidenschaftliche Neugier noch um das Zehnfache erhöhte, und begab mich auf mein Zimmer zurück, wo ich es mit glühenden Wangen, Blatt für Blatt, Zeile für Zeile, Wort für Wort, förmlich verschlang.

Hier ist ein Auszug aus dem Buche. Warum ich ihn einflechten muß, wird sich am Schluß meiner Geschichte ergeben.

Die Sühne.

Der Krieg Englands gegen die Burenstaaten war schimpflichst beendigt. Das stolze Albion mußte froh sein, nicht ganz Südafrika verloren zu haben. Die Schwächen des englischen Heeressystems, die Unfähigkeit der britischen Offiziere aller Grade und die Unmöglichkeit, mit solchen Truppen irgend einen Landkrieg gegen selbst die schwächste der europäischen Mächte zu führen, waren in einem Grade hervorgetreten, wie es die verbissensten Gegner des Inselreichs nicht für möglich gehalten hatten. Fast noch schmerzlicher als diese niederdrückende Erfahrung und die darüber in der gesamten Kulturwelt unverhohlen geäußerte Schadenfreude empfand man in England die bittere Notwendigkeit, dem

verachteten Deutschland Konzessionen zu machen und einmal etwas weniger die so beliebte Rolle des dog in the manger zu spielen, um sich den Rücken gegen gewisse Einmischungsgelüste zu decken. Nach Beendigung des infamen Krieges richtete das brennende Bedürfnis, Rache an irgend jemand für das allgemeine Uebelwollen zu nehmen, seine Spitze zunächst gegen Deutschland, begreiflich nicht nur aus völkerpsychologischen Gründen, sondern auch daraus, daß der englische Handel in Deutschland den immer gefährlicher aufstrebenden Nebenbuhler erkannte; dieser deutsche Mitbewerb erschien um so bedenklicher, als in Deutschland Handel und Industrie, trotz ihrer steigenden Blüte, noch nicht, wie in England, zur planmäßigen Vernichtung des Bauernstandes und zur Untergrabung der militärischen Tüchtigkeit der Nation geführt hatten.

Die Politik kennt keine Moral — das ist eine Binsenwahrheit, die keinem Volke so vollständig in Fleisch und Blut übergegangen ist wie dem englischen. Durch Erwägungen loyalen und anständigen Charakters fühlten sich also die Engländer bei der Vorbereitung ihrer Rache an Deutschland nicht gefesselt.

Zwei Stellen boten sich dem suchenden Auge der englischen Staatsmänner dar, wo der Versuch unternommen werden konnte, entweder das Reich zu einem für seine weitere Entwicklung verhängnisvollen Kriege zu treiben oder ihm eine empfindliche Demütigung zu bereiten, die Englands halbe Nachgiebigkeit in Samoa tausendfach wieder wett machen mußte: entweder in Samoa selbst oder in China. An beiden Punkten durfte man auf die Mitwirkung Amerikas, dessen neue Weltpolitik die Festsetzung Deutschlands im Stillen Ozean wie an der chinesischen Küste mit mißgünstiger Eifersucht sah, zuversichtlich rechnen.

Zuerst schien sich die gesuchte Handhabe in den ostasiatischen Gewässern zu bieten. Japan, vielleicht heimlich aufgereizt, fing an, den Deutschen in China Schwierigkeiten zu bereiten; die japanischen Noten nahmen allmählich einen Ton an, den sich das Reich nicht bieten lassen konnte, und es kam zum Kriege. Allerdings war trotz der verschiedenen Flottenvorlagen die deutsche Flotte immer noch schwächer als sogar die japanische; aber im

Vertrauen auf die außerordentliche Tüchtigkeit seiner Marinemannschaften glaubte Deutschland trotz dieses beiderseitigen Stärkeverhältnisses den hingeworfenen Fehdehandschuh aufnehmen zu können. Zu Anfang des Krieges war es freilich beschämend, daß das ostasiatische Geschwader Deutschlands sich aus dem Hafen von Kiautschau nicht heraustrauen durfte, da sein Gefechtswert doch gar zu weit hinter dem des japanischen Blockadegeschwaders zurückstand; die Japaner konnten, wie früher die Dänen in der Nord- und Ostsee, den gesamten deutschen Schiffsverkehr in Ostasien lahm legen, und man hatte in Deutschland Zeit und Anlaß genug, sich der traurigen Rolle zu schämen, zu der man sich längere Zeit verurteilt sah. Indessen, wie den armen Deutschen die Feder oft verdorben hat, was das Schwert gut gemacht hatte, so ist doch glücklicherweise auch andererseits deutsches Schwert oft in der Lage gewesen, die Sünden der Feder- und Pfennigfuchserei wieder gut zu machen. Die vom Reichstag vernachlässigte Flotte mußte durch soldatische Tüchtigkeit die parlamentarischen Unterlassungssünden ausgleichen — und sie that es. Als das von Deutschland abgesandte Geschwader im Gelben Meere erschien, war es mit der kurzen Herrlichkeit der Japaner, obgleich sie auch jetzt noch an Zahl und Stärke der Schiffe den Deutschen überlegen waren, vorbei. Den japanischen 6 Panzern ersten, 4 Panzern zweiten und 8 Kreuzern ersten Ranges, konnten die Deutschen nur 4 Panzer ersten, 3 Panzer zweiten, 4 Kreuzer ersten und 3 Kreuzer zweiten Ranges entgegenstellen; trotzdem errangen sie durch ihre überlegene Manövrierkunst und die unvergleichliche Tapferkeit und ballistische Ausbildung ihrer Mannschaften einen vollständigen Sieg. Leider mußten aber für die Sünden der Herren vom Freisinn und Zentrum die armen deutschen Matrosen doch hart büßen. Die schwächeren Schiffe der Deutschen waren von den stärkeren der erbittert kämpfenden Japaner furchtbar mitgenommen worden, zwei davon gesunken, die anderen vollkommen gefechtsunfähig gemacht. Der Verlust an kostbarem Menschenmaterial war groß, eine Ausnutzung des Sieges unmöglich.

Gleichwohl erkannte man in Japan das Mißliche der Fortsetzung des Krieges gegen einen so entschlossenen und über alles

Erwarten tüchtigen Gegner. Nicht, als ob man die Deutschen früher gering geschätzt hätte, aber durch englische und französische Einflüsterungen verblendet, hatte man ihnen so viel doch nicht zugetraut. Man leitete unter Vermittlung Italiens Friedensunterhandlungen ein, und Deutschland forderte außer einer mäßigen Kriegskostenentschädigung die Abtretung der Liu-kiu-Inseln und der Insel Formosa. Während man aber noch unterhandelte, ließen England und Amerika in Berlin erklären, sie würden unter keinen Umständen eine Veränderung des gegenwärtigen Besitzstandes in Ostasien zugeben. Um die Demütigung eines Zurückweichens für Deutschland weniger empfindlich zu machen, schlug Italien eine Art ostasiatischer Konferenz vor; auf dieser wurde ein Protokoll unterzeichnet, das den Grundsatz der Integrität Japans und Chinas aufstellte, und dem alle Mächte, außer den Genannten auch Rußland, Frankreich, Oesterreich und Dänemark, beitraten. Man wußte zwar, daß das Protokoll eine Farce sei, darauf berechnet, den Deutschen eine goldene Brücke zum Rückzuge zu bauen, und die Deutschen selbst fügten sich nur nach scharfen Protesten — aber sie erreichten wenigstens das Eine, daß England und Amerika weiter keine Handhabe zur Einmischung hatten.

Ein Teil der deutschen Presse fand diesen Ausgang schimpflich; aber die gutgesinnte deutsche Presse, voran der „Fränk. Courier", der süddeutsche Offiziosus E. Richters, die „Köln. Zeitung" und die „Weserzeitung", überschütteten die unverbesserlichen Nörgler mit beißendem Hohn und wiesen nach, daß Fürst Bismarck ein derartiges Abkommen geradezu als ein ideales bezeichnet haben würde; „Tante Voß" bezichtigte in einem Artikel, der alle Fremdwörter durch die verrücktesten deutschen Wortbildungen ersetzte, fünf ganz falsche und sieben verstümmelte Zitate enthielt und überhaupt in einem geradezu lebensgefährlichen Stil geschrieben war, den oben erwähnten Teil der deutschen Presse direkt landesgefährlicher Umtriebe; denn unmöglich könne man es in England ruhig mit ansehen, wenn Deutschland von einer Macht, in der England einen zukünftigen Bundesgenossen sehe, Gebietsabtretungen erzwinge.

Der Ausgang dieser ostasiatischen Intrigue hatte England nicht die erhoffte volle Genugthuung gewährt; man lenkte also

die Blicke auf Samoa, wo anscheinend nicht viel zu machen war, ein skrupelloser Staatsmann aber doch mancherlei Unfug stiften konnte, wenn er nur den guten Willen dazu hatte; und daran fehlte es ja John Bull ganz und gar nicht, ebensowenig an altbewährten Mitteln, mit denen man operieren konnte. Von Neu-Seeland aus organisierte sich ein starker Zuzug nach Samoa, von Nord-Australien und Queensland ein gleicher nach dem deutschen Neu-Guinea, wo man Gold gefunden hatte —, ein Ereignis, das bekanntlich sofort einen englischen Rechtstitel auf das betreffende Gebiet begründet. In Sachen dieser Einwanderer fing man bald an, den deutschen Behörden die ärgsten Schwierigkeiten zu bereiten; die frechsten und sinnlosesten Reklamationen häuften sich, und man verfuhr in England durchaus nach dem Rezept, das sich gegenüber den Buren so wunderbar erprobt hatte.

Gleichzeitig begann die nordamerikanische Union, ihre Forderungen wegen Gewährung von Kohlenstationen in den Karolinen und Marianen mit erhöhtem Nachdruck zu erheben. Dazu kam ein erwünschter Zwischenfall. Auf einer der größeren Karolinen brach ein Aufstand aus, bei dem amerikanische Händler die Schürer und Führer bildeten. Einer dieser Kerle — ein entlaufener Zuchthäusler — wurde von den Deutschen in flagranti ergriffen, vor ein Kriegsgericht gestellt und ohne viel Federlesens erschossen. Die Amerikaner forderten in drohendem Tone eine Entschädigung, was von Deutschland höflich, aber entschieden abgelehnt wurde; ein amerikanischer Kreuzer, kommandiert von dem Kußhelden Hobson, hatte die Dreistigkeit, in eine kombinierte Aktion deutscher See- und Landtruppen hindernd einzugreifen, wurde aber durch die Drohung des deutschen Kommandanten, er werde, wenn der Amerikaner nicht innerhalb fünf Minuten abdampfe, das Feuer auf ihn eröffnen, zur Entfernung gezwungen.

Aber nun hielten die angelsächsischen Bundesgenossen die Zeit für gekommen, um ihre Batterien zu demaskieren.

Von Neu-Seeland kam eines schönen Tages eine Abordnung in London an, die auf Grund der überwiegenden englischen Interessen die Einbeziehung von Neu-Guinea und Samoa in das britische Kolonialreich verlangte. Man gab der Abordnung eine

hinhaltende und ausweichende Antwort, die so vieldeutig war, wie es englische ministerielle Erklärungen immer zu sein pflegen. Aber die trügerischen Hoffnungen, die man darauf in Deutschland baute, sollten rasch eine vernichtende Enttäuschung erfahren.

Wie auf Kommando tauchten in englischen und amerikanischen Blättern Leitartikel und Interviews auf, die von einer noch nicht erledigten Südseefrage und von berechtigten englischen und amerikanischen Forderungen in Mikronesien und Melanesien sprachen: im englischen Parlament und im Ausschuß des amerikanischen Senats für auswärtige Angelegenheiten wurden Anfragen gestellt, die zweideutige ministerielle Antworten erhielten. Die deutsche Diplomatie, diesmal wachsam und auf dem Posten, signalisierte gefährliche Umtriebe, aber doch war man überrascht, als eines Morgens das Reuter'sche Telegraphenbureau der staunenden Welt die Unterzeichnung eines englisch-amerikanischen Abkommens über eine Teilung der beiderseitigen Interessensphären in der Südsee ankündigte. England erkannte das Recht Amerikas an, wegen der Verbindung zwischen den Philippinen und den Sandwich-Inseln auch die mikronesischen Inselgruppen zu beanspruchen; Amerika dagegen ließ England im südlichen Teile des Stillen Oceans freie Hand, und trat ihm seine Ansprüche auf Tutuila ab; beide Mächte machten sich anheischig, wechselseitig ihre guten Dienste zur Ablösung der deutschen Ansprüche in den genannten Gebieten zu leisten.

Die deutschen Botschafter in London und Washington erhielten den Auftrag, gegen diejenigen Teile dieses Uebereinkommens, welche die deutschen Rechte gar zu wegwerfend behandelten, Einspruch zu erheben. Wie der „Reichsanzeiger" und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gebührend hervorhoben, hatte man sowohl in Washington wie in London die deutsche Verwahrung in loyalster Weise angehört und mit der Versicherung beantwortet, daß man nicht im mindesten beabsichtige, berechtigte deutsche Ansprüche zu schädigen.

In einer Sitzung des Reichstages konnte bald darauf Graf von Bülow in vollendeter rhetorischer Form die „erfreuliche" Mitteilung machen, daß die drei Mächte Konferenzen in London

abhalten würden, um die gegenseitigen Ansprüche zu erörtern und darüber eine Konvention abzuschließen. Lieber und Liebknecht erklärten, als Graf Armin und Dr. Hasse lebhafte Bedenken laut werden ließen, dem Herrn Staatssekretär das volle Vertrauen ihrer Parteien, Eugen Richter hielt eine seiner dummen Kolonialreden, die „Münchener Allgemeine Zeitung", die „Weser-Zeitung", die „Vossische" und die „Kölnische Zeitung" wiesen nach, daß alles in bester Ordnung sei, und wer nun noch bezweifelte, daß wirklich alles in bester Ordnung sei, der war ein unverbesserlicher und jedenfalls von persönlichen Interessen beeinflußter Chauvinist, mit dem ernstlich zu diskutieren unmöglich sei.

Die Bevollmächtigten der drei Mächte traten zusammen und heckten ein gemeinsames Abkommen aus, wonach Deutschland gegen Rückerstattung der an Spanien gezahlten Kaufsumme an Amerika die Mikronesischen Inseln und an England Sawai und Upola abtrat, wogegen England sich verpflichtete, einer Erwerbung Spitzbergens und der Bäreninsel durch Deutschland nicht hinderlich sein zu wollen. Selbst ihren Widerspruch gegen die Erwerbung Formosas wollten die beiden Mächte aufgeben, wohl wissend, daß dies ein platonisches Zugeständnis ohne allen Wert sei.

Diesmal waren alle offiziösen Stimmen verstummt. Ganz im Vertrauen wurde vom Auswärtigen Amte an die Vertreter national gesinnter Blätter das Ersuchen gerichtet, wegen dieses unbeschreiblich schimpflichen Abschlusses nicht den Staatssekretär anzugreifen. Es sei einfach eine Frage zwischen Krieg und Frieden gewesen.

In der That war Graf von Bülow schuldlos. Der Welt durfte allerdings nicht verraten werden, daß eine identische Drohnote der beiden englisch sprechenden Staaten die deutsche Regierung zum Nachgeben gezwungen hatte. Zähneknirschend hatte der Kaiser sich nach langer Beratung mit dem Kriegs- und dem Marineminister gefügt. Einen Krieg gegen die beiden tückischen Gegner zu führen, war Deutschland noch nicht im Stande. „Noch nicht!" fügte der Minister bedeutungsvoll hinzu.

Linksliberale und sozialdemokratische Blätter priesen natürlich die staatsmännische Weisheit und Mäßigung der deutschen Regierung, die es nicht habe über sich gewinnen können, wegen

einiger kleinen Inseln, deren Handelsbilanz nur die und die winzigen Ziffern aufweise, eine dauernde Entzweiung mit den beiden seemächtigen Staaten zu riskieren, auf deren Wohlwollen Deutschland doch nun einmal angewiesen sei. Dasselbe einfältige Zeug war in bayerischen Zentrumsblättern zu lesen, während die ultramontanen Organe Preußens sich auf die dürre Mitteilung der Thatsachen beschränkten und durch ihr beredtes Schweigen verrieten, daß endlich doch auch ihr deutsches Blut in Wallung geraten sei.

Die hämischen Bemerkungen in der auswärtigen Presse waren eine harte Geduldprobe, aber immerhin noch leichter zu ertragen, als das von schlecht verhehlter Mißachtung geschwellte mitleidige Wohlwollen der englischen und amerikanischen Zeitungen. „Standard", „Times" und „Daily News" lobten in der protzig stupiden Art jenes Durchschnittsengländers, den Dickens in der Figur des dünkelhaften und beschränkten Mr. Podsnap mit so unübertrefflicher Schärfe charakterisiert hat, die deutsche Politik, die endlich begriffen habe, daß es ihre Aufgabe sei, der durch die beiden großen angelsächsischen Nationen angebahnten Zivilisierung des Erdballs Unterstützung zu leihen und dies beneidenswerte Vorrecht durch Opfer zu erkaufen, die im Verhältnis zu dem Zwecke doch als recht geringfügig bezeichnet werden müßten. „Punch" aber brachte einen politischen Karton, auf dem der behäbige und kraftvolle John Bull mit dem muskulösen und mageren Bruder Jonathan zusammen ein opulentes Mittagsmahl verspeiste, von dem sie gutmütig einem auf der Erde sitzenden, durch ungeheuere Brillengläser und eine lange Pfeife als deutscher Michel gekennzeichneten Bettler einige Brocken hinwarfen.

Deutschland nahm jedoch den Schimpf und Uebermut nicht ruhig hin. In der nächsten Reichstagssession brachte die Regierung erhöhte Flottenforderungen ein. Es war für die Stimmung der Volksvertretung bezeichnend, daß sich für die, natürlich von Richter beantragte Kommissionsberatung keine Mehrheit fand. Das Anerbieten des Kriegsministers, in der Kommission vertrauliche Mitteilungen zu machen, wurde von Levetzow und Arnim im Namen der Konservativen, von Bassermann im Namen der

Nationalliberalen und von einem schlesischen Mitgliede des Zentrums mit der Begründung abgelehnt, daß es für ihre Parteien dieser vertraulichen Mitteilungen nicht bedürfe.

Die Forderung der Regierung wurde in erster, zweiter und dritter Lesung mit großer Mehrheit angenommen; nur die Sozialdemokraten, ein Teil des bayerischen Zentrums und die drei Freisinnigen Eugen Richter, Blell (Liegnitz) und Lüders (Görlitz) stimmten dagegen.

Eine vertrauliche Anfrage bei dem Reichskanzler, ob ein von nationalliberalen Abgeordneten beabsichtigter Zusatz:

> „Die Regierung aufzufordern, zu erwägen, ob nicht die Leistungsfähigkeit der deutschen Schiffsbauwerften eine Beschleunigung der Kriegsschiffbauten möglich mache oder, falls dies nicht zutreffe, entsprechend gesteigert werden könne,"

der Regierung genehm sei, wurde mit Hinweis auf das Aufsehen und den Argwohn, den ein solches Amendement im Auslande erregen müsse, als inopportun bezeichnet.

Obgleich man infolgedessen davon absah, das Amendement einzubringen, konnte doch der Welt die Thatsache nicht verborgen bleiben, daß Deutschland mit aller Energie rüste. In England wurde man von unbehaglichen Empfindungen beschlichen. Man erinnerte sich an das Preußen von 1806, das trotz der Bedingungen des Tilsiter Friedens eine Kriegsmacht ausrüstete, die in weit höherem Grade als die russischen und österreichischen Streitkräfte zur Niederzwingung des übergewaltigen französischen Imperators beitrug. Man verstärkte auch in England die Anforderungen des Marinebudgets, aber bald erkannte man mit Sorge und Verdruß, was Frankreich gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte erkennen müssen: daß das Land am Ende seiner Leistungsfähigkeit angekommen sei. *Schiffe* konnte man noch in beliebig großer Menge bauen, aber es fehlte an der *Bemannung*. Man sah wohl, daß Deutschland noch lange nicht an diesem Punkte angelangt sei, und mußte über diese unbequeme Thatsache mit dem Troste hinwegzukommen suchen, daß Deutschland erst nach Jahrzehnten, ja wohl erst nach Jahrhunderten

hoffen dürfte, dem seegewaltigen England, wenn auch nur in der Defensive, gewachsen zu sein.

Gleichwohl gab es doch auch in England weiter blickende Politiker, die sich nicht verhehlten, daß Deutschland, wenn es in gleichem Schritte mit seinen maritimen Rüstungen fortfahre, bei allen Verwicklungen zwischen England und anderen Mächten ein sehr gefährlicher Feind sein würde. Ganz leichten Herzens wollte man sich doch über den Verlust des einzigen zuverlässigen Bundesgenossen, den England noch auf dem Festland hatte, nicht hinwegsetzen.

Man verfiel unter dem Einfluß Salisburys auf den Gedanken, Deutschland zu versöhnen, indem man ihm in Bezug auf afrikanische Abgrenzungsfragen einige Vorschläge machte, die für das Reich vorteilhaft waren. Die Eröffnungen stießen jedoch auf eine freundliche kühle Ablehnung; Lascelles mußte in einem höchst vertraulichen Berichte an das Foreign office mitteilen, daß Verträge, die Deutschland zwar Vorteile brächten, aber doch nur Vorteile, die man englischem Wohlwollen verdanke, weder von der deutschen Regierung in Betracht gezogen, noch vom Reichstage genehmigt werden würden. Noch mehr stutzte man in England über die Eröffnung Hatzfelds, daß man trotz dieser Ablehnung in Berlin nicht die Absicht habe, sich mit England zu verfeinden, vielmehr bereit sei, in jeder etwa strittigen kolonialen Grenzfrage ohne Weiteres, ohne Verhandlungen, ohne Kommissionen die von England aufgestellten Ansprüche anzuerkennen.

Diese scheinbar freundliche, im Grunde aber die äußerste Unversöhnlichkeit bekundende Sprache wurde in England vollkommen verstanden; man drückte in ungemein höflichen Noten das tiefe Bedauern von Ihrer Majestät Regierung darüber aus, daß Deutschland jedes Entgegenkommen Großbritanniens in so kühler und verletzender Weise ablehne, und sann auf andere Mittel. Kaiser Wilhelm wurde vertraulich sondiert, ob er nicht wieder einmal seiner erlauchten Großmutter in Windsor Castle oder Cowes einen Besuch abstatten wollte. Man verbürgte ihm einen begeisterten Empfang und das Ausbleiben der unsäglich albernen Preßäußerungen, die ihm von früheren Besuchen her in unangenehmer Erinnerung sein

mußten. Die Kaiserin Friedrich verwandte sich eifrig für diesen Plan. Dessen ungeachtet lehnte Kaiser Wilhelm unumwunden ab; die politische Lage verbiete ihm eine längere Abwesenheit von Berlin —, eine Motivierung, die ihre richtige Pointierung dadurch erhielt, daß der Kaiser unmittelbar darauf eine mehrwöchentliche Reise nach Norwegen, Amsterdam, Cherbourg, Lissabon, Cadiz, Genua und Palermo antrat, von wo er über Triest nach Berlin zurückkehrte.

Damit fanden die Versuche Englands, sich Deutschland wieder zu nähern, ihr Ende. Bald darauf starb, hochbetagt, Königin Viktoria, und es übernahm dem Namen nach ihr ältester Sohn, in Wirklichkeit aber dessen erlauchte Gemahlin, die Dänenprinzessin Alexandra, die Regierung. Wie jedermann vorausgesehen hatte, schlug diese Regierung von Anfang an eine ausgesprochen deutschfeindliche Richtung ein.

So wäre es denn auch unter einem unvernünftig chauvinistischen Kabinett Chamberlain sehr rasch zu kriegerischen Zusammenstößen mit Deutschland gekommen, denen dieses aus Gründen, die wir später kennen lernen, nicht mehr um jeden Preis auswich, wenn nicht eben jetzt, sehr zur Unzeit für die Neigungen der Königin Alexandra, andere Verwicklungen eingetreten wären, die es ratsam machten, sich nicht auch noch Schwierigkeiten mit Deutschland aufzuhalsen. Diese Mißlichkeiten erstreckten sich auf alle Erdteile und bewahrten die Engländer vor den Abenteuern, die der unzurechnungsfähige Deutschenhaß Chamberlains und der Königin plante.

In Australien bestand eine starke Partei, die vollkommene Unabhängigkeit vom Mutterlande anstrebte, und diese war im Laufe der Jahre immer mächtiger geworden. Die Ueberzeugung, daß alle Vorteile, die man unter der bestehenden lockeren Verbindung genoß, nicht verringert werden könnten, wenn man die letzten Symbole der Kolonialherrschaft abstreifte und eine nur auf ihren eigenen souveränen Willen aufgebaute australische Union errichtete, war ganz allgemein geworden. Die auf eine Losreißung von England gerichtete Bewegung griff immer weiter um sich. In London aber war jene von Gladstones Einfluß

heraufbeschworene und beherrschte Epoche der Resignation, die sich nicht ungern mit dem kleineren England zufrieden gegeben hätte, längst vorüber, der sogenannte Imperialismus hatte ihre Erbschaft siegreich angetreten, und man war keineswegs gesonnen, den australischen Kontinent sich selbst zu überlassen.

In Asien waren die Chinesen endlich aus einer versteckten zu einer offen feindseligen Haltung übergegangen, und England mußte wieder einmal einen chinesischen Krieg führen. Das würde nun nicht schlimm gewesen sein, wenn nicht der Verdacht, daß hinter den Chinesen Rußland stecke, rasch eine unzweideutige Bestätigung gefunden hätte. Mr. Chamberlain hatte in Anwendung der früher so erfolgreich geübten Grundsätze in Japan einen Bundesgenossen zu erwerben gesucht, auf den John Bull die Hauptlast des Kampfes abwälzen könnte. Die Unterhandlungen nahmen einen guten Fortgang, als sie ohne allen erkennbaren Grund von Japan jählings abgebrochen wurden, und auf das gestürzte aktionslustige Ministerium ein fremdenfeindliches, zahmes folgte, das jedes auswärtige Engagement ablehnte. Daß diese Umwälzung auf einen starken russischen Druck zurückzuführen sei, darüber bestand nicht der leiseste Zweifel.

England rüstete gegen China, aber es rüstete weit über das Maß hinaus, das gegen das ohnmächtige Millionenreich geboten gewesen wäre. Der englische Botschafter in Petersburg berichtete, daß eine Wiederholung der infamen Plünderungsszenen des Sommerpalastes in Rußland eine ganz bedenkliche Stimmung erzeugen, ja daß schon eine Einnahme von Peking nicht gern gesehen werden würde.

Chamberlain war entschlossen, sich durch Rußland in den gegen China notwendig werdenden Maßregeln nicht beirren zu lassen; er glaubte mit Bestimmtheit zu wissen, daß Rußland unter seinem ganz unkriegerischen Zaren es nicht zum Aeußersten kommen lassen würde. Immerhin machten es die am russischen Kaiserhofe herrschenden Zustände notwendig, auf alle Eventualitäten gefaßt zu sein, zumal da die an beiden Höfen betriebene Weiberpolitik durch die Unberechenbarkeit ihres Einflusses ein störendes Element war. Augenblicklich empfand sie Chamberlein

unangenehm. Alexandra und Dagmar spannen Fäden, die seine energischen Pläne vielfach durchkreuzten; aber er blieb fest. Und diesmal auch der nominelle König von England, der denn doch klug genug war, um die Grenze zu erkennen, die eine Familien- und Weiberpolitik nicht überschreiten durfte, ohne seinen Thron und seine Dynastie zu gefährden.

Eine deutsche Note, die ein Hinübergreifen der kriegerischen Operationen in die deutsche Interessensphäre als eine Handlung bezeichnete, die man als unfreundlich ansehen würde, wurde kurz und beinahe unhöflich beantwortet. Darauf erfolgte eine außerordentlich scharfe Replik, und England lenkte ein; es erging an die englischen Offiziere die Weisung, das Hinterland Kiautschau und Schantung nicht zu berühren. Die erste Sturmwarnung fand die gebührende Beachtung.

Schlimmer als die chinesischen Wirren war die Krisis in Transvaal. Die Buren in dem noch englisch gebliebenen Teile der Kapkolonie waren in hellem Aufruhr und hatten kleine englische Besatzungen und Kommandos aufgehoben und entweder vernichtet oder gefangen genommen; der Aufstand drohte sich über die Kapkolonie und Natal auszubreiten und machte den Engländern in Erinnerung an die trüben Erfahrungen und schweren Verluste früherer Feldzüge große Sorge.

Frankreich hatte die Erfindung der unterseeischen Boote in einer Weise vervollkommnet, daß man einem Kriege mit dem bestgehaßten England nicht mehr mit Bangen und Zweifel, sondern mit steigender Zuversicht entgegen sah. Wohl hatte man es den Deutschen nicht vergessen, daß sie der Großen Nation nach einem für diese unglücklichen Kriege zwei Provinzen abgenommen hatten, an denen, wie man dem französischen Volke eingeredet hatte, sein Herz hing; aber wenigstens gereichte es der weibischen Eitelkeit der Nation zum Troste, daß der Verlust nach einem mit rühmlicher Tapferkeit durchgefochtenen Kriege erfolgt sei. Die Schmach von Faschoda und Maskat dagegen bedeutete ein schimpfliches und kampfloses Zurückweichen vor einem Gegner, der außerdem, wie Deutschland Sedan, noch Waterloo auf dem Kerbholze hatte; denn in Frankreich, dem bekanntlich jeder ge-

schichtliche Sinn abgeht, wußte man immer noch nicht, daß Waterloo zu drei Vierteln ein deutscher Sieg sei, wo Blüchers und Gneisenaus kriegerische Entschlossenheit und Einsicht die durch Wellingtons Pedanterie und Fahrlässigkeit nahe bevorstehende Niederlage der Alliierten in eine solche der Franzosen verwandelt hatte. So blieb Waterloo auf dem Folio England ein Passivposten, dem kein einziger Aktivposten, nicht einmal der einer Illusion über eigene rühmliche Leistungen gegenüber stand.

Ein an sich unbedeutender Zwischenfall in Kairo, wo einem französischen Staatsangehörigen Unrecht zugefügt wurde, hatte nach einer anfänglich ziemlich ruhig geführten Kontroverse bald einen immer schärfer und gereizter werdenden Notenwechsel zur Folge, in dessen Verlaufe Frankreich, kühner geworden durch den eben ausbrechenden Aufstand der Buren die Frage des englischen Protektorats über Egypten zur Sprache brachte und deren endliche Lösung in keineswegs konzilianter oder entgegenkommender Form urgierte.

Bei diesem Auftreten wurde Frankreich nach einer kleinen Pause von Rußland unterstützt, wenn auch die zögernde Art, wie es geschah, die Unlust des früher so maßlos gefeierten mächtigen slavischen Bundesgenossen deutlich erkennen ließ. Eine weise Politik würde dieser Wahrnehmung Rechnung getragen und sich nicht unbesonnen vorgewagt haben. Allein verschiedene Umstände trafen zusammen, um die französische Politik zu einer Brüskierung der Angelegenheit zu veranlassen. Wie so oft in jenem unberechenbaren Lande führte eine verworrene und unerquickliche Lage im Innern zu einer äußeren Politik der Abenteuer, weil eine Diversion nach außen wieder einmal zur Lebens- und Existenzfrage geworden war.

Noch immer wirkten die verhängnisvollen Folgen der schmutzigen Skandale, die einen erschreckenden Einblick in die grauenhafte Tiefe der alle Klassen der französischen Bevölkerung durchseuchenden Korruption gewährt hatten, des Panama-Handels und der Dreyfus-Angelegenheit, nach. Regierung und Regierte, Minister und Abgeordnete, Armee und Verwaltung waren mit Schmutz überdeckt. Die moralische Demütigung vor der ganzen

Welt, auf deren Urteil das eitle Volk einen so unverhältnismäßig hohen Wert legt, konnte nach der eigentümlich verrannten Gedankenrichtung des französischen National-Charakters nur durch rühmliche Kriegsthaten, durch diese allerdings vollständig, ausgeglichen werden; gibt es doch auch Leute, welche glauben, daß starke Räucherungsmittel die üblen Gerüche aus schmutzig gehaltenen oder verpesteten Zimmern vertreiben können.

Daß man den Augias-Stall nicht mit Rosenöl desinfizieren, sondern nur durch Ausmistung gründlich reinigen kann, ist für die Franzosen ein unbegreifliches Mysterium.

Die heißersehnte gloire konnte weder in kolonialen Kriegen noch im Kampfe gegen das unbändig gefürchtete Deutsche Reich errungen werden. Die vertraulichen Berichte der kommandierenden Generäle ließen durchblicken, daß ein Defensivkrieg gegen Deutschland überaus schwierig, ein Angriffskrieg vollkommen hoffnungslos sei. Die entsittlichende Wirkung des ewigen Verratgeschreis und der aberwitzigen Spionenriecherei, verstärkt durch den Eindruck des unsäglichen Schmutzes, den der Dreyfushandel in den höchsten Armeekreisen aufgedeckt hatte, mußte bei dem ersten Zusammentreffen mit dem kerngesunden und brillant geführten deutschen Heere von verhängnisvoller, wenn nicht gar von vernichtender Wirkung sein.

Die Marine war leidlich intakt geblieben; das Unterseeboot verhieß ungeahnte Erfolge; ein Krieg mit England mußte populär sein; endlich fiel es noch sehr ins Gewicht, daß man sich von einem siegreichen Admiral weniger eines Attentats auf die republikanische Freiheit zu versehen hatte, als von einem ruhmgekrönten Marschall.

Rußland, so hoffte man, würde sich schließlich doch mit fortreißen lassen, vielleicht sogar Deutschland, und dann — welche unermeßlichen Perspektiven!

Die Farce des obligatorischen Schiedsgerichts machte gleich bei diesem ersten Falle, wo es hätte in Wirksamkeit treten sollen, vollkommen Bankerott. Wie es jeder nicht von allen Göttern des gesunden Menschenverstandes verlassene Mensch vorausgesehen hatte,

war der Krieg zur Thatsache geworden, noch während die beiden Mächte Noten über die zu wählenden Schiedsrichter wechselten.

In dem Kampfe gegen die Buren erlitten die Engländer, die selbst gegen diesen furchtbaren Feind, ihrem alten fehlerhaften Prinzip getreu, mit zu geringer Streitmacht ausrückten, eine schwere Niederlage. Die Hälfte der Rotröcke, mehr als sieben Achtel der Offiziere lag tot auf dem Platze, alle Geschütze und das gesamte Gepäck ging verloren. Die strategische und taktische Führung war erbärmlich, die Mannszucht der Truppen unter Null, ihre Tapferkeit unbestreitbar, aber ihre Feuerdisziplin elend gewesen. Schimpflicher als die Niederlage waren deren Ursachen. Der Jubel, der darüber in Frankreich ausbrach, überstürzte die Ereignisse. Die Franzosen waren übermütig, die Engländer schwer gereizt, und eines schönen Tages war man in den Krieg hineingetrieben, ehe man sich dessen versah. Frau v. Suttner und Frau Professor Selenka sandten händeringende und thränentriefende Proteste nach London und Paris, wo sie ungelesen in den Papierkörben der Minister ihren ruhmlosen Untergang fanden.

England befand sich in einer keineswegs glänzenden Lage. Eben jetzt war auch die stets mit byzantinischen und speichelleckerischen Redensarten übertünchte Feindseligkeit zwischen Großbritannien und der nordamerikanischen Union fast zu einem Kriegsfeuer aufgeflammt. Indessen so weit kam es nicht; die Differenzen, unter denen die Grenzstreitigkeiten im Alaska-Gebiet eine hervorragende Rolle spielten, wurden durch englische Nachgiebigkeit beigelegt. Aber ein Stachel blieb im Herzen beider Nationen zurück, und England konnte kaum auf eine wohlwollende Neutralität, geschweige denn auf eine Unterstützung von amerikanischer Seite rechnen.

Gleichwohl erkannten die Pariser Boulevardhelden bekannten Schlages sehr bald, daß sie auch jetzt wieder mit der Unterschätzung des Gegners einen Irrtum begangen uud sich in ihrem dummen Hochmut arg verrechnet hatten. Trotz der vielen prahlerischen Ankündigungen der französischen Presse dauerte es geraume Zeit, bis ein größerer Zusammenstoß zur See erfolgte. In den zwei Monaten, die darüber vergingen, brachten die

französischen Kaper eine große Anzahl englischer Handelsschiffe auf, aber nicht minder zahlreich waren die von den Engländern gekaperten französischen Schiffe. Wie man sieht, führten beide Nationen den Seekrieg ganz in der alten Weise und unbekümmert um die Wünsche und Theorien der Völkerrechtslehrer. Einstweilen kam es nur zu Einzelgefechten der gepanzerten Kreuzer, und bei diesen bewiesen die Engländer ihre alte maritime Ueberlegenheit, die Franzosen ihre geringe Befähigung zum Seekriege.

Die französische Nation beklagte sich mit leidenschaftlicher Ungeduld über die unrühmliche Thatenlosigkeit ihrer Flotte, die so weit hinter den von ihr gehegten Erwartungen zurückblieb. Aber die Regierung wie die kommandierenden Admirale waren darüber einig, daß man nichts Entscheidendes unternehmen dürfe, bevor ein Ereignis eingetreten sei, das man mit Spannung und von Tag zu Tage ängstlicher werdender Hoffnung erwartete. Man durfte davon aber offen nichts sagen, weil das Bekanntwerden dieses Motivs geeignet war, die Verwirklichung des Ersehnten geradezu zu hintertreiben. Es war das Warten auf Rußlands Eintreten in den Kampf.

Für jede andere Nation würde schon dies furchtsame Warten auf einen Dritten einen demütigenden Beigeschmack gehabt haben. Aber der Franzose hat dafür bekanntlich kein Organ. Die Beihilfe fremdländischer Truppen in französischen Kriegen weiß die servile und den Volksleidenschaften in widerwärtigster Weise schmeichelnde französische Geschichtsschreibung seit Jahrhunderten so zu behandeln, daß dabei die nationale Eitelkeit und krankhafte Ruhmbegierde niemals zu kurz kommt. So war es in dem mit England gemeinsam geführten Seekriege gegen Holland, so in den napoleonischen Kriegen — man denke nur an die nichtswürdigen Verläumdungen der tapferen Sachsen im Jahre 1813! — so im Krimkriege, und so, darüber konnten die Franzosen vollkommen beruhigt sein, würde es in einem russisch-französischen Kriege gegen Großbritannien abermals der Fall gewesen sein.

Aber Zar Nikolaus II. war zu einem Eingreifen in den Kampf nicht zu bewegen. Die russischen Staatsmänner und Militärs, die den Augenblick für gekommen erachteten, die früher

oder später doch einmal unvermeidliche Abrechnung mit England zu beginnen, wären für eine energische Aktion wohl zu haben gewesen; aber alle Anläufe scheiterten an den bei Hofe maßgebenden Persönlichkeiten. Nikolaus selbst, eine ganz unkriegerische und jedem soldatischen Wesen abholde Natur, hatte eine unbesiegliche Abneigung gegen jeden Krieg überhaupt; und weiblicher Einfluß, der seiner schönen und edlen Gemahlin, die als deutsche Prinzessin Gegnerin eines kriegerischen Bündnisses mit Frankreich war, und der seiner Mutter, die als Schwester der Königin von England einen Krieg mit diesem Lande nicht wünschte, that das Uebrige, um Rußland in vollkommener Unthätigkeit verharren zu lassen.

Sobald man sich in Frankreich überzeugt hatte, daß man von dem so hündisch umschmeichelten Bundesgenossen gar nichts zu erwarten habe, vollzog sich nicht nur in Regierungskreisen, sondern auch in der öffentlichen Meinung ein Umschwung, der unglücklicherweise zu spät kam, um die plan- und sinnlose französische Politik in vernünftigere Bahnen zu lenken. Aber dringend notwendig wurde es nunmehr, daß irgend etwas geschah, um den bis dahin so ruhmlos verlaufenen Krieg entweder mit einem Erfolge oder mit einer wenigstens nicht schimpflichen Niederlage zu beschließen. Darüber waren sich die Franzosen klar, daß ein Friedensschluß ohne einen solchen glänzenden Abgang Frankreich für immer aus der Reihe der Großmächte strich. Es sank in die Stellung Italiens zurück, um in absehbarer Zeit nur noch mit Spanien in einem Atemzuge genannt zu werden.

Man rüstete sich also zu Thaten. Im Marineministerium wurde unter Zuziehung der Admirale ein Plan entworfen, um die Mittelmeer- und Nordseegeschwader zu vereinigen und unter Mitwirkung der unterseeischen Boote einen kombinierten Angriff auf eine der englischen Flotten zu unternehmen, die ganz wie in den Revolutions- und den napoleonischen Kriegen die französischen Kriegshäfen blockierten.

Bevor es jedoch zur Ausführung dieser verzweifelten Pläne kam, trat ein Ereignis ein, das den Franzosen ohne eigenes Zuthun einen Bundesgenossen verschaffte, und mit einem Schlage eine völlig veränderte Kriegslage schuf.

Im Widerspruch mit der völkerrechtlich anerkannten Definition der effektiven Blockade hatte die englische Regierung sämtliche französischen Küsten und Kolonien für blockiert erklärt, obgleich die englischen Seestreitkräfte bei weitem nicht ausreichten, um die Blockade wirklich zu einer effektiven zu machen. Die Proteste der neutralen Mächte wurden lächelnd zu den Akten gelegt, bei einigen ablehnend, bei den kleineren Staaten, denen man so etwas bieten konnte, gar nicht beantwortet, und alle Schiffe der Neutralen, die nach französischen Häfen bestimmt waren, ohne weiteres, wo immer man sie traf, von englischen Kreuzern und Kapern angehalten und von den feilen englischen Prisengerichten verurteilt.

In England herrschte lauter Jubel darüber, daß Britannia wieder wie früher Herrin der Wogen sei, und in diese Stimmung hinein fiel die Kunde von dem erwähnten Vorfall, dessen erstes Bekanntwerden wahre Delirien fanatischen Frohlockens entfesselte, die dann allerdings, als die Botschaften über die Einzelheiten nachgehinkt kamen, eine nicht unbeträchtliche Dämpfung erlitten.

Ein hamburgischer Dampfer, die „Capella", war, der Gefahr des Gekapertwerdens trotzend, mit einer Ladung Stückgüter nach einem kleinen französischen Hafen in der Gironde, der notorisch nicht blockiert war, unterwegs. An der Küste der Bretagne, also noch ziemlich weit von seinem Bestimmungsorte entfernt, sah er im Südwesten zwei Kriegsschiffe auftauchen, im Süden ein drittes herannahen. Der Kurs aller drei Schiffe mußte sich in seiner nächsten Nähe kreuzen.

Der Kapitän der „Capella" hielt es für das Beste, seinen Kurs unbeirrt fortzusetzen, als wäre er sich keiner Uebertretung und folglich keiner Gefahr bewußt. Zu seiner großen Beruhigung zeigte der südlich heraufkommende Dampfer die deutsche Flagge; auf den beiden anderen flatterte der englische St. Georg; alle drei waren schnell fahrende und schwer armierte Kreuzer.

Bei den konvergierenden Kursen kamen die Schiffe einander sehr rasch näher, und nach einer halben Stunde schon fiel von einem der englischen Kreuzer ein Kanonenschuß, offenbar ein Signal für den deutschen Dampfer, seine Fahrt nicht fortzusetzen.

Der Kapitän hißte die deutsche Flagge, beachtete aber im übrigen das Signal nicht, da er sich bei Anwesenheit eines deutschen Kriegsschiffes nur an dessen Anordnungen gebunden wußte. Das letztere war ihm außerdem etwas näher.

In Rufweite angekommen, ließ der Kapitän die Maschine stoppen und signalisierte dem deutschen Kriegsschiff seine Registernummer. Der Kommandant der „Freya", so hieß der deutsche Kreuzer, forderte ihn auf, in einem Boote zu ihm an Bord zu kommen. Die „Freya" gehörte zu einem kleinen Geschwader, das an der französischen Küste kreuzte und den Auftrag hatte, den deutschen Handel gegen willkürliche Vexationen zu schützen, insbesondere sollte es feststellen, inwiefern die Blockade effektiv wäre, um auf Grund der gemachten Wahrnehmungen gemeinsame Schritte der Neutralen vorzubereiten.

Die „Capella" ließ ein Boot zu Wasser, der Kapitän stieg hinein und nahm das Steuer. Aber er hatte die Entfernung kaum zur Hälfte zurückgelegt, als er stoppte; denn er bemerkte, wie vom „Emerald", dem nächsten englischen Kreuzer, ein Boot herabgefiert wurde, das die Richtung nach seinem Schiffe einschlug.

An Bord der „Freya" wurde es lebendig. Der Kapitän der „Capella", der selbst seiner Militärpflicht in der Kriegsmarine genügt hatte, erriet aus allem, was vorging, daß man dort klar zum Gefecht mache. Vom Deck wurde ihm zugerufen, er möge sich auf sein Schiff zurückbegeben. Indem er diesem Befehle Folge leistete, senkte sich auch schon bei dem deutschen Kreuzer ein Boot ins Wasser, wurde bemannt und flog gleich darauf, von regelmäßigen kraftvollen Ruderschlägen getrieben, auf die „Capella" zu.

Mittlerweile fand ein lebhafter Austausch von Signalen zwischen den beiden englischen Kreuzern statt. Der zweite, „Topaz", ging darauf unter Volldampf westwärts hinter dem Stern der „Freya" herum; der Zweck des Manövers war klar: man wollte den Deutschen in die Mitte nehmen.

Manchem furchtlosen Manne mochte in diesem Augenblicke das Herz klopfen; aber noch glaubte niemand ernstlich an einen Kampf.

Am Fallreep der „Capella“ trafen alle drei Boote fast gleichzeitig ein; der Kapitän des Handelsdampfers eilte hinauf und gab Befehl, das Boot wieder einzuhieven. Das englische Boot wurde von einem Midshipman gesteuert und der erste Leutnant des „Emerald“ saß darin; im Boote der „Freya“ befand sich als einziger Offizier deren erster Leutnant.

Man begrüßte sich gegenseitig mit ungezwungener Höflichkeit; in der englischen Marine hatte das Beispiel der anmaßenden Flegelei eines Kautz und Coghlan nicht ermunternd, sondern abschreckend gewirkt, und man war seit einem Jahrzehnt bemüht gewesen, aus der Marine alle Sturdee's zu beseitigen und sämtliche Offiziersstellen ausschließlich mit gentlemen zu besetzen. Die lümmelhafte Protzigkeit Uncle Sams hatte keine Schule gemacht.

Eine kurze Unterredung folgte. Der deutsche Leutnant erklärte bestimmt, wenn auch in der höflichsten Form, der Gedanke, daß in Anwesenheit S. M. S. „Freya“ ein fremdes Kriegsschiff ein deutsches Schiff untersuche und belästige, sei ganz ausgeschlossen. Auf die Frage des englischen Leutnants, was geschehen würde, wenn er seinem Auftrage nachkäme, an Bord der „Capella“ von deren Papieren Einsicht zu nehmen, erwiderte der Deutsche, daß er sich einem solchen Unterfangen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln — zunächst mit dieser Erklärung, sodann mit einem förmlichen Protest, schließlich, wenn es sein müßte, mit Gewalt — widersetzen würde.

„J am very sorry!“ antwortete der Engländer. „J have to obey orders“. Er fuhr grüßend an seine Mütze.

„So have J!“ bemerkte der Deutsche ebenso höflich. Und dann schoß sein Boot dicht an das Fallreep.

Der Engländer war im Begriff, die Feindseligkeiten zu eröffnen, als ein Signal von dem „Emerald“ ihn zurückrief. Die beiden Gegner schieden mit ritterlichem Gruß von einander. Der Engländer kehrte auf sein Schiff zurück, während der Deutsche, erhaltener Ordre entsprechend, mit seiner Mannschaft auf der „Capella“ verblieb.

Das Boot des „Emerald“ stieß abermals ab und fuhr an Bord der „Freya“. Der Leutnant hatte mit ihrem Kommandanten

eine längere Unterredung, die durch das Aufdampfen des „Topaz" an die Steuerbordseite des deutschen Kriegsschiffs eine unheimliche und düstere Beleuchtung erhielt. Kurz bevor der Engländer an Deck kam, hörte er ein lautschallendes dreifaches Hurrah der Mannschaft, die Antwort auf eine kurze Ansprache des Kapitäns, der ihnen ankündigte, daß sie einem schweren Kampfe für die bis jetzt unbefleckte Ehre der deutschen Kriegsflagge entgegengingen. Sie könnten besiegt werden und untergehen, aber nachgeben — niemals!

In der gesamten Marine hatte man längst den Tag herbeigesehnt, sich einmal mit den verhaßten Engländern zu messen. Hatten diese doch eine Unsumme von Haß und Erbitterung gegen sich angesammelt, die ganz mit dem zu vergleichen war, den man 1813 gegen Frankreich empfand, und über deren elementaren Ausbruch die Franzosen damals bei den ersten feindlichen Zusammenstößen ganz verblüfft waren.

Auf die Forderung des englischen Leutnants, daß man die Untersuchung der Papiere der „Capella" unbeanstandet geschehen lasse, entgegnete der deutsche Kommandant mit einem kurzen Nein. Dem Hinweis auf die Notwendigkeiten der kriegerischen Lage begegnete er mit der Antwort, die Blockade sei nicht effektiv, wovon das Geschwader, zu dem er gehöre, sich überzeugt habe, werde also von der deutschen Regierung nicht anerkannt und könne nicht zum Vorwande für eine Behelligung deutscher Schiffe dienen. Der Engländer lehnte es ab, sich auf eine Erörterung über diesen Punkt einzulassen, machte dann aber ein letztes Zugeständnis: wenn der deutsche Kommandant es auf sich nehme, sein Ehrenwort dafür abzugeben, daß die „Capella" nicht nach einem französischen Hafen bestimmt sei, so werde man von einer Untersuchung absehen; oder, wenn der Kommandant dies nicht wolle, möge er sich anheischig machen, den Handelsdampfer zur Rückkehr zu bewegen.

Beides lehnte der Kommandant unter Hinweis auf seine Instruktionen ab.

Einige schwüle Minuten folgten, als der englische Leutnant von der „Freya" abstieß, um nach dem „Emerald" zurückzukehren.

Kurze Zeit nachdem er wieder an Bord zurückgekommen war, signalisierten beide englische Kreuzer mit einander, und das Ergebnis war, daß von beiden je ein stark bemanntes Boot abstieß, um nach der „Capella" zu fahren.

Der Kapitän der „Freya" seinerseits signalisierte seinem an Bord der „Capella" befindlichen Leutnant: „Sie kennen Ihre Ordre". Diese Ordre aber lautete, jeden Versuch der Engländer an das Schiff zu kommen, mit Gewalt abzuwehren.

Dann feuerte er aus seinem Salutgeschütz einen scharfen Schuß ab, der so gerichtet war, daß die Kugel unmittelbar vor dem Buge des Bootes des „Emerald" auf die Wasserfläche aufschlug. Die Antwort war ein eiserner Gruß aus einem 21 Centimeter-Geschütz des „Emerald", der, zu hoch gerichtet, mit heulendem Tone über das deutsche Kriegsschiff wegfuhr. Unmittelbar darauf eröffnete auch der „Topaz" an Steuerbord der „Freya" sein Feuer.

Der deutsche Kreuzer antwortete mit der Schnelligkeit und Präzision, die man von der prächtig eingeübten Mannschaft erwarten konnte. „Emerald" und „Topaz" machten die Erfahrung, daß ein Kampf mit schwächeren deutschen Kräften weit höhere Anforderungen an ihr ganzes Wollen und Können stellte, als ein solcher mit überlegenen französischen Streitkräften. Schmerzliche Bewunderung erregte es, als mitten in dem furchtbaren Kampfe die „Freya" ihre Schutzbefohlenen nicht vergaß und mit einem wohlgezielten Schuß das für die „Capella" bestimmte Boot des „Emerald" zerschmetterte. Wäre das Boot des „Topaz" nicht bereits von dem Handelsdampfer selbst verdeckt gewesen, es wäre ihm nicht besser ergangen.

Der Gedanke des englischen Kapitäns, der als Rangältester über beide Schiffe das Kommando führte, die „Capella" unter Feuer zu nehmen, wenn sie seinen Bootsmannschaften Widerstand leiste, mußte aufgegeben werden, weil die „Freya" beiden englischen Kreuzern vollauf zu schaffen machte.

Aber die Uebermacht war zu groß; nach einstündiger Kanonade wurde das Feuer der „Freya" schwächer und erlosch endlich ganz. „Emerald" und „Topaz" stellten nun ebenfalls

das Feuer ein, um ihre Schäden auszubessern und von dem offenbar wehrlos gewordenen deutschen Schiffe Besitz zu ergreifen. Als der Pulverrauch sich verzog, sah man allerdings, daß die „Freya" vollständig wrack geworden sei; aber die deutsche Kriegsflagge wehte noch stolz über Topp, und als das Fahrzeug seitlings überkrängte, um dann in die Tiefe zu versinken, ertönte noch einmal von der dezimierten Mannschaft ein todesmutiges Hurrah auf Deutschland und den Kaiser.

Die Matrosen der „Capella" hatten inzwischen, unterstützt von den Leuten der „Freya", die Bootsmannschaft des „Topaz" in kurzem, wütenden Handgemenge zurückgeschlagen, worauf die „Capella" mit Volldampf ihre Flucht bewerkstelligte; die englischen Kreuzer waren so furchtbar zugerichtet, daß eine Verfolgung ihnen unmöglich war.

Als die „Freya" versank, setzten die Engländer das einzige bei ihnen nicht zerschossene Boot aus, um von der Besatzung so viel wie möglich zu retten. Sie fischten etwa zehn Matrosen und den Kapitän auf, der von einem Granatsplitter schwer verwundet war. Der Kommandant des „Emerald", ein ritterlicher Ehrenmann, schüttelte ihm wortlos die Hand und ließ ihm alle erdenkliche Pflege angedeihen. Aber der Held verstarb nach einer Stunde. Er erhielt zusammen mit den getöteten Engländern ein Seemannsgrab in den stürmischen Wellen der Bucht von Biscaya.

Die erste Nachricht über dies Gefecht kam in England in falscher Fassung an. Es hieß, ein deutsches Kriegsschiff, das sich der Durchsuchung eines deutschen Blockadebrechers widersetzt habe, sei nach kurzem Artilleriegefecht von dem schwächeren Kreuzer „Emerald" zum Streichen der Flagge gezwungen worden.

Man kann sich vorstellen, in welchen Jubel Old England ausbrach, welche von Hohn und Uebermut strotzende Artikel in den führenden englischen Blättern erschienen.

Aber sehr rasch kamen die hinkenden Boten — so viele und so rasch nach einander, daß John Bull anfing, sich entschieden unkomfortabel zu befinden. Nicht e r g e b e n hatte sich das deutsche Kriegsschiff, es war nach außerordentlich tapferer Gegen-

wehr mit wehenden Fahnen gesunken; der Sieg war nicht gegen einen stärkeren, sondern gegen einen um mehr als die Hälfte schwächeren Gegner erzwungen worden. Und, was das Schlimmste war, die englischen Verluste waren unheimlich groß; mehrere Geschütze waren demontiert worden und beide Schiffe zählten zusammen 94 Tote und 237 Verwundete, doppelt soviel als die „Freya", abgesehen von den ertrunkenen Seeleuten, verloren hatte.

Die Präzision des deutschen Artilleriefeuers, das Schuß für Schuß die englischen Schiffe getroffen hatte, wurde im Bericht des Commodore gebührend hervorgehoben.

Damit aber waren die Hiobsposten noch immer nich erschöpft; es kam noch eine, die auch die Berechtigung zerstörte, von einem englischen Siege zu reden. Der „Topaz" war so arg zugerichtet worden, daß er wenige Stunden nach der „Freya" sank. Die Mannschaft wurde vom „Emerald" aufgenommen, der ebenfalls im trübseligsten Zustande nach England zurückkehrte.

Die Stimmung schlug um. Die Blätter wurden, indem sie alle diese Einzelheiten registrierten, sehr kleinlaut, in einigen wurde sogar von einem „brudermörderischen" Kampfe gesprochen. Ein stupides und pöbelhaftes Bild des „Punch" fand nur bei der Masse der gebildeten und ungebildeten Rowdies Beifall und zog dem plumpen und witzlosen Witzblatte eine ganze Anzahl entrüsteter Zuschriften zu.

Noch schwankte man in Downing Street, ob man eine scharfe Note an Deutschland erlassen und mit Zwangsmaßregeln drohen oder eine gütliche Beilegung versuchen sollte, als Graf Hatzfeld sein Abberufungsschreiben zugleich mit der Kriegserklärung Deutschlands überreichte. Unmittelbar darauf traf von Sir E. Lascelles, der noch immer England in Berlin vertrat, die telegraphische Meldung ein, daß man ihm seine Pässe zugestellt und Embargo auf alle in deutschen Häfen befindlichen englischen Schiffe gelegt habe. Das Embargo würde aufgehoben werden, falls England erkläre, daß es seinerseits auf das Kapern deutscher Handelsschiffe verzichte. England lehnte es in voller Verkennung

seiner ungünstigen Lage ab, eine solche Erklärung abzugeben, und es hatte bei der alten Seeräuberei sein Bewenden.

Der deutsche Reichstag wurde auf telegraphischem Wege zu einer außerordentlichen Tagung einberufen. Bis er zusammenkam, trieb aber das hysterische Geschlecht, das sich seit 1899 in Deutschland breit machte, sein ekelhaftes Unwesen weiter. Weiber in Hosen — figürlich gesprochen — und Männer in Unterröcken — ebenfalls figürlich gesprochen — veranstalteten Versammlungen, in denen weibliche Doctores juris und männliche Philosophieprofessoren über den bedrohten Frieden in allen Tonarten heulten und winselten. Der charakterlose Unsinn nahm erst ein Ende, als eine kurze und kräftige Note im Reichsanzeiger erklärte, man werde die Veranstalter solcher Versammlungen und die in ihnen auftretenden Redner wegen Landesverrats zur gerichtlichen Verantwortung ziehen.

Auch ein bekannter süddeutscher Gesinnungslump erhielt eine derbe Lehre. Er veröffentlichte in seinem Blättchen, das seit Jahr und Tag, unbemerkt von den Staatsanwälten und unbehelligt von den Gerichten, die infamste Hetze gegen Preußen und das Reich betrieben hatte, einen seiner bekannten grenzenlos gemeinen Artikel, in dem er über den Untergang der „Freya" jubelte und u. a. bemerkte: „Die Granaten der englischen Kriegsschiffe seien selbst für den preußischen Saumagen unverdaulich gewesen". Als eine Woche verstrich, ohne daß der Staatsanwalt sich rührte, erschien in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" an hervorragender Stelle ein Entrefilet, das seine Verwunderung darüber aussprach, wie ein derartig hochgradiger grober Unfug der Aufmerksamkeit der Behörden in einem Bundesstaate entgehen könne, wo man sich sonst ganz außerordentlich empfindlich zeigte, wenn es sich um Dinge handle, die etwa am Hofe des — — Zaren verletzen könnten. Dieser Fingerzeig genügte, um die Minister die Entdeckung machen zu lassen, daß man Pflichten nicht nur gegen Rußland sondern auch gegen Kaiser und Reich habe.

Eine fürchterliche Tracht Prügel, die der Gesinnungslump von entrüsteten Studenten erhielt, war eine Abschlagszahlung auf

die gerichtliche Bestrafung, die jenem traurigen Subjekt bevorstand und der er sich durch die Flucht nach Oesterreich entzog.

Der Kaiser eröffnete den Reichstag, in dem nur drei durch Krankheit verhinderte Mitglieder an der Gesamtzahl fehlten, in Person.

Als er in seiner Thronrede von dem ruhmvollen Untergange der „Freya" sprach, stockte ihm die Stimme, er brach in Thränen aus und erlangte erst nach einer längeren Pause seine Fassung wieder. Die Bewegung im Saale war unbeschreiblich.

Die Regierung verlangte ansehnliche Kredite für die Kriegführung. In seiner Thronrede bemerkte der Kaiser noch, daß gewisse Umstände, über die er sich aus naheliegenden Gründen nicht ausführlicher verbreiten könne, den bevorstehenden Seekrieg mit England durchaus nicht so aussichtslos erscheinen ließen, wie es wohl den Uneingeweihten vorkommen möchte. Er rechne auf den noch immer auch in den scheinbar verzweifeltsten Lagen bewährten Patriotismus der Bevölkerung, der ihm jedenfalls einen ehrenvollen, und, wie er zuversichtlich hoffe, auch erfolgreichen Ausgang des unvermeidlichen schweren Kampfes gewährleistete.

Männliche Entschlossenheit ohne jede Spur von Prahlerei, ohne einen Schatten von Phrasenhaftigkeit, sprach aus den Worten des Monarchen, die mit stürmischer Begeisterung aufgenommen wurden. Im Namen des Zentrums erklärte Dr. Lieber, daß seine Partei ohne Debatte zustimme. Nach ihm kam Bassermann, der Führer der Nationalliberalen, zu Worte; er gab die mit lebhaftem Beifall begrüßte Erklärung ab, daß ihm nicht nur von seinen Parteifreunden, sondern auch seitens der beiden konservativen Parteien, der freisinnigen Vereinigung und der kleineren Fraktionen, einschließlich der Welfen, Dänen, Elsässer und Polen, der ehrenvolle Auftrag geworden sei, dem Kaiser und der Regierung ihr volles Vertrauen und den Entschluß anzukündigen, bis zum letzten Hauch, bis zur letzten Patrone und bis zum letzten Pfennig zu kämpfen.

Die freisinnige Volkspartei hüllte sich in Schweigen. Nur die vaterlandslose und bis zur letzten Minute von erbärmlichster

Gemeinheit der Gesinnung erfüllte Sozialdemokratie ließ es sich nicht nehmen, auch jetzt den Beweis zu führen, daß sie des Namens Deutsch unwürdig sei und nur in der Vertretung des internationalen Proletariats ihren Stolz suche. Sie schickte einen ihrer famosen Sachverständigen in's Gefecht, der es sich zur Aufgabe stellte, das Verhalten des Kapitäns und der Mannschaft der „Freya" als ein keineswegs über alles Lob erhabenes zu kritisieren. Die Erklärung, weshalb dieser elende Patron als sachverständig galt, ist drollig genug: er hatte längere Zeit auf einem mit Mauersteinen vom hannöverschen Elbufer nach Hamburg fahrenden Ewer als Bestmann und Koch gedient; darum galt er für die Sozialdemokratie als eine Autorität in allen die Marine betreffenden Angelegenheiten.

Unter allgemeiner Totenstille hörte der Reichstag das dumme Geschwätz dieses Menschen an; als er geendet hatte, und ein leises Gefühl der Scham sogar bei den Sozialdemokraten jedes Zeichen des Beifalls unterdrückte, erklärte der Präsident Graf Ballestrem:

> „Ich habe dem Redner das Wort gelassen, obgleich ich wohl berechtigt gewesen wäre, es ihm wegen der Nichtswürdigkeit, die er gegen unsere auf dem Felde der Ehre gefallenen Helden vorgebracht hat, zu entziehen. Aber ich glaube, das hohe Haus empfindet mit mir, daß man es billigerweise niemand verwehren kann, sich selbst an den Pranger zu stellen."

Ein brausender, immer wiederholter, nicht enden wollender Beifallssturm folgte diesen vernichtenden Worten. Die Sozialdemokratie schwieg. Sie fühlte, daß sie heute die Grenze überschritten habe, jenseits deren sie keinen Anspruch mehr auf Gehör und Beachtung habe.

Die Kriegskredite wurden beinahe einstimmig bewilligt. Nur die Sozialdemokraten und die drei Unentwegten, Richter, Blell und Lüders, von der sogenannten deutsch-freisinnigen Volkspartei stimmten mit Nein.

Die Nachricht von der Kriegserklärung und ihrer Gutheißung durch den Reichstag fand in Deutschland eine opferfreudig

entschlossene, im Auslande eine meistenteils wenig sympathische Aufnahme. In Dänemark, Portugal, Spanien, Griechenland, den Balkanstaaten und Amerika wünschte man sogar England den Sieg. Die Leitartikel der führenden Blätter in Oesterreich orakelten über alle möglichen geschichtlichen Analogien, brachten in den üblichen gespreizten Phrasen ihre Kenntnisse von Salamis und Actium, von Appius Claudius Caudex und Franzis Drake an, bewunderten die Tollkühnheit der Deutschen, bezweifelten aber einen glücklichen Ausgang und fühlten sich ungemein weise und glücklich in der Schlußfolgerung, daß sie in dem bevorstehenden Verzweiflungskampfe einer befreundeten und stammverwandten Nation auf die Neutralität angewiesen seien, eine Schlußfolgerung, die übrigens der Ministerpräsident — wieder einmal ein Graf mit polnischem Namen — schon mit einer geradezu unanständigen Eile gezogen hatte. Eine Versammlung in Graz, die den Deutschen Sympathien kundgeben sollte, wurde von dem Statthalter — einem Grafen mit slovenischem Namen — und eine ähnliche in Innsbruck von der Behörde, der ein Graf mit italienischem Namen vorstand, verboten. Dagegen gestattete man in Prag eine Versammlung tschechischer Rowdies, die den Engländern eine jubelnde Adresse zuschickten, und in den Ländern der ungarischen Krone Versammlungen, die glühende Sympathiekundgebungen für Großbritannien beschlossen. — In Italien wußte man sich vor Entzücken über die als sicher angenommene Niederlage der barbarischen tedeschi gar nicht zu fassen; und der hervorragend unfähige Minister des Aeußern, der von Macchiavelli und Cavour nur die Hinterlist und Tücke, nicht aber den Geist und die Talente hatte, gab in einer einfältig stilisierten Erklärung seine Meinung dahin ab, daß man auf der apenninischen Halbinsel keine Ursache habe, in einem Kampfe zwischen Deutschland und England dem ersteren den Sieg zu wünschen.

Nur in Frankreich fand begreiflicherweise der Eintritt Deutschlands in den Riesenkampf ein freudiges Willkommen. Aber es war doch charakteristisch für die verschrobene und verrückte Art, wie das sonst so intelligente Volk politische Verhältnisse beurteilt, daß die Blätter mit der in Frankreich herge-

brachten konfusen Logik die Hoffnung aussprachen, daß nunmehr Frankreich zur Belohnung für den Beistand, den es sich von Deutschland leisten lasse, die Herausgabe von Elsaß-Lothringen erlangen würde. Für die hoffnungslose Stupidität dieser Schlußfolgerung hatte niemand in Frankreich Augen. Sogar in der Deputiertenkammer fand der Blödsinn in einer ministeriellen Erklärung einen zwar verschleierten, aber darum nicht minder deutlichen Ausdruck. Der Minister des Auswärtigen erklärte nämlich, man dürfe aus Deutschlands Auftreten die frohe Gewißheit schöpfen, daß man jenseits des Rheins die wertvolle Bundesgenossenschaft eines großen und tapferen Volkes hoch genug anschlage, um in nicht ferner Zukunft die letzten Hemmnisse zu beseitigen, die einer dauernden Aussöhnung zwischen beiden Nationen im Wege stünden.

In Rußland fing man an zu rüsten; aber in Deutschland wußte man recht gut, daß man sich von diesen Vorbereitungen nur wenig Gutes versprechen dürfe. Denn Zar Nikolaus war seiner ganzen Individualität nach jedem Kriege abgeneigt; ein Mann nach dem Herzen der Suttner und der Selenka — die natürlich kein Organ für die Beurteilung haben, die solche mit nichten aus idealer geistiger Veranlagung, sondern lediglich aus physischen Ursachen zu erklärende Sinnesart bei Männern findet — wollte er Rußland mehr durch geschicktes Manövrieren, als nach Art seiner Ahnen durch entschlossenes Wagen vergrößern. Die Minister fügten sich notgedrungen in diese furchtsame Politik und wollten abwarten, bis beide Mächte sich fest in einander verbissen hätten, um dann aus der Bedrängnis Englands möglichst viel für sich herauszuschlagen. Daß man mit Demonstrieren nur Scheinerfolge erringt, die sich nach kürzester Frist in Katzengold verwandeln, diese Binsenwahrheit hatten die russischen Minister und ihr Herr und Meister aus der Geschichte noch nicht gelernt.

Der Krieg begann mit gegenseitigen Kapereien, und hier war den Engländern abermals eine unangenehme Erfahrung beschieden: Die Erfolge der Deutschen waren weitaus größer als die der Briten. Diese hatten sich so unbedingt auf den mächtigen

Schutz ihrer Flotte verlassen, daß sie ganz verblüfft waren, als schon in der ersten Woche die der englischen Handelsmarine durch schnellsegelnde deutsche Kreuzer zugefügten Verluste eine ganz enorme Höhe erreichten. Englische Dampfer und Segler wurden in erstaunlicher Menge gekapert, eine Erscheinung, die niemand Wunder nehmen konnte, der sich die außer allem Verhältnis zur Handelsflotte sämtlicher übrigen Länder stehende kolossale Masse der englischen Schiffe vergegenwärtigte. Gegenüber den englischen kamen die deutschen Verluste, so empfindlich sie im einzelnen waren, kaum in Betracht. Denn, abgesehen von ihrer geringen Anzahl, hatten auch die meisten deutschen Schiffe bei dem drohenden Heraufziehen des Kriegsungewitters neutrale Häfen aufgesucht oder waren in den heimischen zurückgeblieben.

Der empfindlichste Verlust war der eines großen Woermann'schen Dampfers, der von den Engländern an der Westküste von Afrika gekapert wurde. Aber der Verdruß über dieses Mißgeschick wurde überreichlich ausgeglichen durch die freudige Nachricht von der Wegnahme eines englischen Kreuzers durch ein gleich starkes deutsches Schiff im Gelben Meere. Die vorzügliche Ausbildung der deutschen Mannschaft und ihr tadelloses Geschützmaterial brachte nach zweistündigem erbitterten Kampfe den englischen „Arrow" zur Ergebung.

Mittlerweile rüstete man sich in England mit der ganzen zähen Energie der Angelsachsen und unter Aufgebot der riesigen materiellen Mittel, die man zur Verfügung hatte, zur thatkräftigsten Durchführung des Kampfes gegen Deutschland und Frankreich. Vier große Geschwader, mit allen Erfordernissen der modernen Kriegführung versehen, stachen in See, eines für die Ostsee, ein zweites für die Elbe-, Weser- und Emsmündungen, ein drittes für die Bucht von Biscaya, ein viertes für das Mittelmeer. Nach Ostindien fuhr ein Geschwader großer Transportschiffe ab, die dort Seapoys an Bord nehmen sollten, um die deutschen Kolonien in China und Afrika anzugreifen; andere Truppentransporte wurden in England selbst zum Angriff auf die französischen Kolonien in Amerika und Afrika vorbereitet; in und um Calkutta endlich wurde eine aus Europäern und Gurkhas

bestehende Truppenmacht zusammengezogen, um in die französischen Besitzungen in Hinterindien einzufallen.

In England gab es nicht einen einzigen Menschen, der an dem vollständigen Siege Britanniens zweifelte; aber, um gerecht zu sein, muß doch anerkannt werden, daß dieses stolze Selbstbewußtsein durchaus nicht in den dummen und prahlerischen Hochmut ausartete, womit die Franzosen 1859 und 1870 in den Krieg zogen.

Deutschland zeigte von vornherein eine verbissene Entschlossenheit, die sogar seinen Feinden und Neidern imponierte. An die Befehlshaber in den Kolonien erging die Weisung, sich bis zum letzten Mann zu wehren und unter keinen, wie immer gearteten Umständen vor irgend welcher Uebermacht zu kapitulieren. Man erwartete, daß kein Offizier in Kriegsgefangenschaft gerate.

Ein Major des Generalstabs wurde nach Paris entsandt, um einen gemeinsamen Feldzugsplan zu besprechen; aber aus der Aufnahme, die er fand, und aus den Berichten, die er nach Hause schickte, wurde sofort klar, daß man auf die französische Bundesgenossenschaft nur äußerst geringe Hoffnungen setzen dürfe. Die Beratungen mit französischen Marineoffizieren erweckten zwar von ihrem Mute sehr große, aber von ihren Fähigkeiten wenig schmeichelhafte Vorstellungen. Es kam nur zu ganz allgemeinen Verabredungen ohne irgend welchen praktischen Wert. Die Herrschaft der geschwollenen Phrase war stärker als je, und, was noch schlimmer war, die verschrobene Denkungsart der Franzosen, die ihren Bundesgenossen zwar alle möglichen Leistungen zumutete, die Belohnung dafür aber gewißermassen selbstverständlich der großen — ja, wirklich, der trotz alledem und alledem noch immer κατ' ἐξοχήν großen! — Nation zusprach, trat in so naiver und aufdringlicher Form hervor, daß der deutsche Offizier darüber einige derbe Wahrheiten im Bismarck'schen Stile auszusprechen für geboten hielt. Man trennte sich unter großen Höflichkeitsbezeugungen, aber gegenseitig von Mißtrauen und Abneigung erfüllt.

Deutschland war auf sich allein angewiesen: das war die

Erkenntnis, der man sich in deutschen militärischen und diplomatischen Kreisen nicht verschließen konnte.

Die Thatkraft und die auf mehrere Jahrhunderte von Seekriegen und Seeherrschaft begründete maritime Erfahrung der Engländer kam, als die Zwischenzeit der Vorbereitungen verlaufen war, zum Nachteile der Deutschen zur Geltung. Da die englischen Kreuzer infolge ihrer großen Anzahl überall in zwei- und dreifacher, ja noch größerer Uebermacht auftreten konnten, so verjagten sie die deutschen Kreuzer von allen Meeren und zwangen sie zur Unthätigkeit in den Schutzhäfen. Die trotzdem vereinzelt gelieferten Seegefechte drängten jedoch den Engländern die unwillkommene Ueberzeugung auf, daß sie gegen eine deutsche Uebermacht gar keine, gegen gleiche Kräfte schwache und nur gegen geringere Streitkräfte überhaupt irgend welche Aussichten auf Erfolg hätten. Die anfänglich stark verbreitete Ansicht, daß die englische Marine der deutschen so überlegen sein würde, wie der französischen oder spanischen, mußte sehr rasch aufgegeben werden.

Die englischen Geschwader erschienen in der Ost- und Nordsee, sowie an den französischen Küsten. Und nun erlebten die Engländer eine arge Enttäuschung. Während sie sich noch der Erwartung hingaben, daß die feindlichen Flotten sich ruhig von den überlegenen englischen Geschwadern einschließen lassen würden, liefen bald Nachrichten von kecken Unternehmungen der Feinde ein, dann aber Meldungen von gewaltigen Kämpfen, die in der kurzen Spanne einer Woche auf sämtlichen Kriegsschauplätzen stattgefunden hatten.

Eine telegraphische Meldung, daß das gesamte Ostseegeschwader der deutschen Flotte durch den Kaiser Wilhelm-Kanal nach der Elbe gedampft sei, veranlaßte einen Befehl der englischen Admiralität an den in der Ostsee kommandierenden Admiral, die Kieler Hafenbefestigungen anzugreifen, und die Mahnung an die Befehlshaber in der Nordsee, sich auf einen Angriff der vereinigten deutschen Flotte gefaßt zu machen. Da die letztere, auch in ihrer Gesamtheit, immer noch um 3 bis 4 Linienschiffe schwächer war,

als das englische Nordseegeschwader, so sahen die Engländer dem bevorstehenden Kampfe mit vollständigster Ruhe entgegen.

Wider Erwarten erfolgte jedoch die erste in großen Dimensionen ausgefochtene Seeschlacht an der französischen Küste. Die Streitmacht war beiderseits ziemlich gleich, ein kleines Uebergewicht an Mannschaften und Geschützzahl eher auf französischer Seite. Jede Partei führte 7 Linienschiffe in's Gefecht, die Engländer verloren ein Schiff durch einen gut geratenen Torpedoschuß, während die berühmten unterseeischen Boote gar nichts ausrichteten und deren eines einem der eigenen französischen Kreuzer den Untergang bereitete. Die moderne Art der Kriegführung beraubte sowohl die eine wie die andere Partei eines Vorteils, den sie in der Zeit der hölzernen Segellinienschiffe gehabt hatte. Die Engländer konnten ihre überlegene Schiffahrtskunst nicht mehr in dem gleichen Grade wie früher zur Geltung bringen; die Franzosen anderseits hatten nicht mehr die Ueberlegenheit im Schiffsbau, die sie merkwürdigerweise während des ganzen vorigen Jahrhunderts gegen die seemächtigen Engländer behauptet hatten. Kehrt doch in den Berichten über die maritimen Kämpfe beider Nationen in jener Zeit immer die neidische Klage der Engländer wieder, daß die Schiffe der Franzosen besser gebaut waren und schneller segelten als die der Briten. Regelmäßig begegnet man auch der Notiz, daß die den Franzosen abgenommenen und nicht übermäßig zerschossenen Schiffe wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit in die englische Flotte eingereiht wurden.

In der Schlacht bei Ouessant verloren die Engländer nur das schon erwähnte eine Schiff, die französische Flotte dagegen nicht weniger als 5 Linienschiffe, 3 Kreuzer und 15 Torpedoboote, davon ungefähr zwei Drittel versunken oder in die Luft gesprengt, der Rest zur Ergebung genötigt. Der Menschenverlust war nicht so groß, wie man nach dieser Liste hätte erwarten sollen, und betrug bei den geschlagenen Franzosen nur wenig über 500 Mann an Toten und Verwundeten; gefangen wurden gegen 1500 Mann. Die englischen Schiffe hatten ebenfalls furchtbar gelitten und waren samt und sonders in einem Zustande, der sie zwang, die heimischen Häfen aufzusuchen.

Indessen, die Hauptsache blieb immer, daß Frankreich wehrlos gemacht worden war und für die Fortsetzung des Seekrieges nur noch in untergeordnetem Maße in Betracht kam.

Mitten in den englischen Jubel hinein kamen aber sehr ernsthafte Nachrichten vom deutschen Kriegsschauplatze. Während Unterhaus und Oberhaus die Regierungsvorschläge über die dem siegreichen Admiral, den Offizieren und Mannschaften zuzuerkennenden Nationalbelohnungen in überströmender Begeisterung berieten, sah man, wie der Marineminister eine lange Depesche empfing und mit immer ernster und bleicher werdendem Gesichte las. Schon vorher war die Unruhe und Nervosität des sonst so behäbigen Mannes allgemein aufgefallen, und man hatte sich zugeflüstert, daß einem sehr zuversichtlich auftretenden Gerüchte zufolge bereits um die Mittagszeit Depeschen eingetroffen seien, die vom Beginne der Kämpfe vor der Kieler Föhrde und der Elbmündung redeten. Man glaubte zu wissen, daß der Minister mit sorgenvoller Spannung weitere Meldungen über den Verlauf dieser Kämpfe erwarte.

Eine lautlose Stille fiel auf das ganze Haus, als Mr. Goschen sich erhob, um dem Hause für die patriotische Begeisterung zu danken, womit es die Vorschläge des Kabinetts einmütig (denn in England gibt es bekanntlich keine Richter, Blell und Liebknecht) gut geheißen hatte. Nur vereinzelte Cheers begrüßten seine Worte, die nach all der vorher aufgewandten Wärme und Glut auffallend kühl und formell klangen. Jedermann ahnte, daß sie die Einleitung zu einer weitaus schwerer wiegenden Mitteilung sein würden.

„Noch habe ich dem Hause," so fuhr Goschen fort, nachdem er sich mit dem Taschentuch über das Gesicht gefahren war und einen Schluck Wasser getrunken hatte, „von einigen kriegerischen Vorfällen Kenntnis zu geben, die sich in der Ostsee und Nordsee zugetragen haben und unserer braven Flotte (Cheers) zur höchsten Ehre gereichen (erneuerte Cheers), wenn sie auch, wie ich bedauere sagen zu müssen, nicht von einem so glänzenden Erfolge gekrönt worden sind, wie unsere Operationen an der französischen Küste."

Der Minister putzte sein Glas, nahm das ihm überreichte Papier zur Hand und las:

„Admiral Worsall's Flotte wurde heute früh von der deutschen Flotte bei Helgoland angegriffen; nach einem fünfstündigen furchtbaren Kampfe waren die Deutschen gezwungen, das Gefecht abzubrechen (Cheers) und sich in die Elbe zurückzuziehen (laute Cheers). Der Admiral kann die Umsicht der Offiziere und die Tapferkeit seiner Mannschaften nicht genug rühmen (wiederholte stürmische Cheers), und er hebt dies um so mehr hervor, als die deutsche Flotte mit einer Geschicklichkeit manöveriert und mit einer Todesverachtung gefochten hat, die in ihr eine würdige Gegnerin unserer meerbeherrschenden Flotte erkennen läßt." (Vereinzelte Cheers.)

Man würde den Engländern unrecht thun, wenn man aus dem Umstande, daß sie für die Anerkennung der von den Feinden bewiesenen Tapferkeit nur vereinzelte Cheers hatten, folgern wollte, daß es ihnen an ritterlicher Gesinnung gefehlt habe. Nichts liegt dem Engländer ferner als die unlogische Manier der Franzosen, in der Verkleinerung und Herabsetzung der Gegner geeignete Mittel zur Vergrößerung des eigenen Ruhmes zu sehen. Die Mitglieder des Unterhauses waren nur durch die offenbar lückenhafte Mitteilung und deren wenig Gutes verheißenden Schluß in eine so große Unruhe und Zerstreutheit versetzt worden, daß sie die Zeichen des Beifalls, womit sie unter anderen Umständen nicht gekargt haben würden, geradezu vergaßen.

Der Minister überschlug einige Zeilen seiner Depesche und fuhr fort:

„Die Nachrichten aus der Ostsee lauten nicht befriedigend. Admiral Sir Thomas Campbell griff heute früh die Befestigungen am Eingange des Kieler Hafens an. Leider waren die Nachrichten über das Abdampfen des deutschen Ostseegeschwaders nach der Elbe nicht genau. Denn während Sir Thomas im heftigsten Artilleriegefecht mit den deutschen Forts und Batterien war, die mit erstaunlicher Genauigkeit und Heftigkeit schossen, erschienen am Eingang der Föhrde auch die Panzer des feindlichen Ostseegeschwaders und griffen mit Geschick und Kühnheit in den Kampf

ein. Wir mußten nach zweistündigem Ausharren den ungleichen Kampf aufgeben und uns stark beschädigt aus dem Feuerbereiche zurückziehen, um große Verluste zu vermeiden. Unglücklicherweise sind dessen ungeachtet die beiden Panzer „Audacious" und „Colossus" verloren gegangen."

Unter allgemeiner Bestürzung und lautloser Stille endete der Minister. Erst nach einer längeren Pause erhob sich Mr. Campbell-Bannermann, der Führer der Opposition, und fragte:

„Sollen wir diese Depesche dahin verstehen, daß Admiral Sir Thomas Campbell eine Niederlage erlitten hat? Und enthält seine Meldung keine Angaben über die Verluste der Deutschen?"

Herr Goschen erhob sich und antwortete ehrlich:

„Ich habe dem Hause alles mitgeteilt, was ich selbst weiß, und ich bin nicht vorbereitet, eine bestimmte Ansicht über den Charakter des Treffens bei Kiel zu äußern. Aber ich fürchte, daß wir es als einen ernstlichen Mißerfolg betrachten müssen. Von Einbußen, welche die Deutschen erlitten hätten, erwähnt die Depesche nichts; da nun nicht anzunehmen ist, daß dies Folge eines Ueberſehens oder einer Flüchtigkeit ist, so muß man, glaube ich, folgern, daß die Deutschen, dank ihrer vorteilhaften Stellung, weniger gelitten haben als wir."

„So scheint es", sagte der Führer der Opposition trocken. „Aber auch Admiral Worsall spricht nicht von deutschen Verlusten. Ich möchte daher an den Herrn Staatssekretär die Frage richten, ob Sir Edgar Worsall das von ihm vor Helgoland gelieferte Treffen als einen Sieg bezeichnet? Und weiter, welche feindlichen Schiffe er genommen oder zerstört hat?"

Widerwillig erhob sich der Minister noch einmal.

„Admiral Worsall spricht nur vom Rückzuge der deutschen Schiffe," erwiderte er. „Jedenfalls haben also die Deutschen nicht gesiegt, woraus ich schließe, daß wohl wir uns den Sieg zuschreiben dürfen. Aber von Schiffen, die er dem Feinde abgenommen hätte, erwähnt der Admiral nichts."

„Und unsere eigenen Verluste?"

„Sollen leider sehr beträchtlich sein. Mr. Speaker, ich

bedauere ſagen zu müſſen, daß mir Sir Edgars Depeſche in einer Faſſung zugegangen iſt, die ſchweren Zweifeln Raum läßt. Es heißt darin: „Zwei Panzerſchiffe und drei Kreuzer durch Torpedos zerſtört.“ Ich hoffe innig (I hope fervently), daß darunter feindliche Schiffe zu verſtehen ſind, aber gewiß weiß ich es nicht.“

Der hartnäckige Frager erhob ſich noch einmal: „Iſt es Ihrer Maj. Regierung bekannt,“ fragte er, „daß man in Deutſchland dem Torpedoweſen beſondere Aufmerkſamkeit zugewendet hat?“

Der Miniſter antwortete: „Es iſt uns ſehr wohl bekannt, daß dies der Fall iſt, und daß die deutſche Flotte ſich durch eine hervorragende Ausbildung der Torpedowaffe auszeichnet. Und das iſt der Grund, warum ich es für möglich halte, daß wir auch in der Nordſee harte Verluſte zu beklagen haben.“

Als die Volksvertreter ſpät abends nach Hauſe gingen, erſtrahlte ganz London von einer glänzenden Illumination zu Ehren der erfochtenen Siege. Aber ſie hatten in der Ungewißheit über das Treffen bei Helgoland keine rechte Freude daran. Der nächſte Morgen brachte eine Beſtätigung ihrer ſchlimmſten Befürchtungen. Die deutſche Flotte hatte allerdings in dem wütenden Kampfe erhebliche Beſchädigungen, aber außer drei Torpedobooten keine Verluſte erlitten; die Engländer dagegen hatten wirklich fünf große Schiffe, dazu nahe an 1500 Mann an Toten, Verwundeten und Ertrunkenen verloren und waren vollſtändig aktionsunfähig geworden. Sie mußten nach Portsmouth zurückkehren, und nun fand eine förmliche Wallfahrt aller Sightſeers nach dieſem Kriegshafen ſtatt. Der Eindruck, den die entſetzlich zugerichtete Flotte und die Erzählungen der Beſatzungen machte, war furchtbar. Man hatte die Deutſchen als tüchtige Seemänner und unerſchrockene Kämpfer gekannt und gewiß nicht unterſchätzt, aber was ſie in der That gegen Englands ſieggewohnte Flotte geleiſtet hatten, überſtieg doch bei weitem die ausſchweifendſten Erwartungen.

Was Mr. Goſchen im Unterhauſe geſagt hatte, war richtig. Vom deutſchen Oſtſeegeſchwader waren die ſämtlichen Torpedoboots-Diviſionen nach der Nordſee abgedampft, und nur zur Täuſchung der Engländer hatte man verbreiten laſſen, daß ſich

bei ihnen auch die Panzer befunden hätten. In Verbindung mit dieser Kriegslist hatte sich die deutsche maritime Strategie glänzend bewährt. In der Ostsee hatten die Panzer den Sieg der Landbefestigungen, in der Nordsee die Torpedos den Sieg der Panzer entscheiden helfen. Die deutschen Verluste standen in gar keinem Verhältnis zu den tapfer erstrittenen Erfolgen. Beide Gefechte hatten an Toten und Verwundeten nicht ganz hundert Mann, an Material nur die schon erwähnten drei Torpedoboote gekostet.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß der Jubel in Deutschland ebenso groß war, wie die Niedergeschlagenheit in England.

Nun aber begab sich etwas Eigentümliches. Noch bitterer als die eigene Niederlage empfanden die Franzosen die Siege der Deutschen. Die Engländer waren nicht wenig überrascht, als die Republik nicht nur das Ansuchen stellte, Friedensunterhandlungen einzuleiten — daran wäre ja nicht gerade viel zu verwundern gewesen —, sondern sogar ziemlich unverblümte Andeutungen machte, daß man im Falle eines günstigen Friedensschlusses nicht abgeneigt sei, sich mit den Engländern gegen die Deutschen zu verbünden, der Siegespreis sollte für das „treulose" Albion im Gewinn der Kolonien Deutschlands, für das „ritterliche" Frankreich im Wiedergewinn der verlorenen Provinzen Elsaß und Lothringen bestehen. Die Engländer würden auf diese Banditenpolitik, für deren gehässige Unsittlichkeit sie nicht verantwortlich waren, wohl eingegangen sein, wenn die Franzosen nicht, wie so oft, in der aus ihrer weibischen Eitelkeit geborenen Selbsttäuschung über die wirkliche Lage, die naive Dreistigkeit gehabt hätten, als Bedingung für ihre Mitwirkung gegen Deutschland den Engländern die Räumung Egyptens zuzumuten. Das war denn freilich ein Ansinnen, auf das vielleicht ein geschlagenes England hätte eingehen können, aber nimmermehr ein gegen Frankreich siegreiches England.

Die Besprechungen wurden jedoch nicht abgebrochen und führten zunächst zum Abschluß eines Waffenstillstandes, während dessen über den Frieden verhandelt werden sollte. Eine vertrauliche Frage Englands in Berlin, ob Deutschland in den Waffenstillstand mit einbegriffen sein wolle, kam den deutschen

Staatsmännern trotz der errungenen Erfolge überraschend. Indessen war man anfänglich nicht sehr geneigt, darauf einzugehen, weil man den Grund des englischen Ruhebedürfnisses in der Thatsache erblickte, daß nach eiliger Zurückberufung der in ferne Meere entsandten englischen Kriegsschiffe die deutschen Kreuzer wieder Luft bekommen hatten und dem englischen Handel außerordentliche Schädigungen zufügten; auch mußte es den Engländern darum zu thun sein, Zeit zur Neuausrüstung anderer Geschwader zu gewinnen; und da die deutschen Schiffe in kürzester Frist wieder ganz aktionsfähig geworden waren, ja mit erstaunlicher Keckheit Streifzüge bis an die englische Küste unternahmen, so wäre aller Vorteil der Waffenruhe ausschließlich auf englischer Seite gewesen.

Gleichwohl fehlte es nicht an starken und durchschlagenden Gründen, welche die Deutschen bewogen, nach einigem Zögern auf den Vorschlag der Engländer einzugehen. Zunächst hatte man in Deutschland von der Judasrolle Wind bekommen, welche die französische Republik zu spielen beabsichtigte. Verschleierte Andeutungen in einem Teile der französischen Presse und ungenierte Prahlereien in den chauvinistischen Organen hatten auf die Spur geführt, und Herr von Radowitz, der den Grafen Münster in Paris ersetzt hatte, war in einer Unterredung mit dem wieder an der Spitze des Auswärtigen stehenden Herrn Hanotaux durch sehr bestimmtes Auftreten, das den an Münsters schwächliche Geschmeidigkeit gewöhnten Minister stark aus der Fassung brachte, der Wahrheit sehr nahe gekommen. Die Situation, der man sich gegenüber sah, erheischte eine gewisse Zeit zur Sammlung und Vorbereitung, für die ein Waffenstillstand ganz willkommen erschien.

Von entscheidendem Einfluß war jedoch eine andere, rein militärische Erwägung. Was der Kaiser in seiner Thronrede angedeutet, aber nicht weiter ausgeführt hatte, war nicht mehr und nicht weniger als die in den Besitz der Regierung gelangte Kenntnis von zwei Erfindungen, die bestimmt waren, eine vollständige Umwälzung in der maritimen Kriegführung herbeizuführen.

Die erste war eine Vervollkommnung der französischen Unter-

seeboote, die von einem bayerischen Ingenieur ausfindig gemacht worden war, und deren im tiefsten Geheimnis unternommene praktische Erprobung ganz überraschend glänzende Ergebnisse gehabt hatte. Diese Erfindung allein hätte genügt, um die Ueberlegenheit der englischen über die deutsche Flotte auszugleichen.

Dazu kam aber noch eine andere, eine geradezu umwälzende Entdeckung, die ein Schüler Bunsens in Heidelberg gemacht hatte und die von derselben Bedeutung für die Erzeugung motorischer Kraft war, wie die Herstellung fürchterlicher Explosivstoffe für das Sprengwesen. Wie man eine Sprengkraft von entsetzlich zerstörender Wirkung innerhalb eines kleinen unscheinbaren Würfels konzentrieren kann, so ermöglichte es die Erfindung des Heidelberger Gelehrten, die bewegende auf einen Raum von wenigen Kubikfuß zu konzentrieren. Die einen so gewaltigen Platz beanspruchenden Dampfmaschinen fielen damit weg, die Kohlen wurden überflüssig und ebenso das gesamte Maschinenpersonal; ein tüchtiger Elektrotechniker mit zwei oder drei Gehilfen war im Stande, ohne die geringste Anstrengung eine elektromotorische Kraft zu entfesseln, die einem ruhig daliegenden Kriegsschiffe innerhalb fünf Minuten die Geschwindigkeit eines Expreßzuges verlieh.

Die schmutzige und schmierige Arbeit des Kohlenfassens wurde der Mannschaft, die entsetzliche Hitze des Maschinenraums dem technischen Personal erspart; denn die gesamte Kraft ward in Bewegung umgesetzt; dazu war die ganze Maschine von so genialer Einfachheit, daß etwaige Störungen und Beschädigungen von jedem Schlosserlehrling beseitigt werden konnten. War eine solche Vorrichtung trotzdem unbrauchbar geworden, so setzte man eine Reservemaschine mit einigen einfachen Handgriffen ein.

Die Hauptsache aber war, daß vermöge dieser Erfindung die deutsche Flotte von jeder Kohlenstation unabhängig gemacht wurde; sie konnte, wenn mit genügendem Mundvorrat versehen, Monate, Jahre lang die See halten, ohne einen Hafen anzulaufen.

Die gesamte Mannschaft konnte, da Heizer und Maschinen-

personal entbehrlich wurden, für kriegerische Zwecke verwendet, der verfügbar gewordene Raum zur Verstärkung der Armatur und Bestückung benützt werden.

Als der Heidelberger Gelehrte das Prinzip dieser Entdeckung ausfindig gemacht und sich durch sorgfältig vorbereitete und geheimnisvoll betriebene Experimente ihre praktische Anwendbarkeit demonstriert hatte, brachte er eine schlaflose Nacht mit phantastischen Träumereien für seine eigene glänzende Zukunft zu. Als aber der Morgen anbrach, gab er seinen Träumereien den Abschied, entsagte er seinen Entwürfen. Groß wie seine Erfindung war der Entschluß, den er gefaßt hatte.

Erst nach seinem Tode wollte er als der Erfinder bekannt werden, und er setzte dies mit wunderbarer Selbstbeherrschung durch. Sein Testament enthielt die denkwürdigen und stolzen Worte:

> „Ich will für meine Erfindung einen Lohn haben wie kein anderer Erfinder. Es soll mein Stolz sein, daß ich dafür nicht einen Pfennig an Geld, nicht einen Titel, wäre er auch noch so gering, nicht einen Orden, wäre es auch das niedrigste aller Ehrenzeichen, erlange. Auch auf jeden Ruhm bei meinen Lebzeiten verzichte ich. Nur Eines verlange ich für mich: das einzigartige Bewußtsein, daß nach meinem Tode auch mein erbittertster Feind sagen muß: nie hat es einen selbstloseren Erfinder gegeben als diesen Mann, der seinem Vaterlande die Mittel gab, sich an die Spitze der Nationen zu stellen."

Als die Erfindung in Gegenwart des Kaisers — der allein den Namen des Gelehrten kannte — die Feuerprobe bestanden hatte und der Monarch noch einmal den Versuch machte, den Gelehrten zur Annahme einer Belohnung zu bewegen, aber nicht im Stande war, seinen Starrsinn zu beugen, sagte er:

„Ihre Bescheidenheit ist der unbändigste Stolz, den ich kenne, aber die Todsünde des Stolzes wird in Ihnen zur idealsten Tugend."

Wie dem auch sein mag, die von dem Gelehrten gestellte

Bedingung wurde gewissenhaft erfüllt. Erst bei seinem Tode erfuhr die Welt mit grenzenlosem Staunen, daß der in bescheidenen Vermögensverhältnissen verstorbene Professor M. der Heidelberger Universität, der nicht einmal den Titel Geheimrat erlangt und dessen Brust kein einziger Orden geschmückt hatte, der Erfinder des weltumwälzenden Elektrophor sei. In Frankreich hält man bis auf den heutigen Tag diese Thatsache für eine Legende, unglaublicher als alle Märchen der Tausend und Eine Nacht.

Die bei Ausbruch des Krieges auf den Helgen liegenden deutschen Linienschiffe wurden mit dieser Vorrichtung versehen; die Adaptierung der alten Kriegsschiffe hatte durch die Kriegserklärung einen Aufschub erlitten. Der Waffenstillstand gab Gelegenheit, sowohl dies nachzuholen, wie auch den bereits stark geförderten Bau der unterseeischen Boote zu vollenden.

Als die Engländer den Deutschen vorschlugen, die beteiligten Mächte sollten während des Waffenstillstandes ihre maritimen Vorbereitungen einstellen, antwortete Graf Bülow trocken, England würde eine solche Bedingung doch nicht loyal innehalten; übrigens wollte auch Deutschland sich durch den Waffenstillstand nicht der Möglichkeit berauben lassen, seine bedeutenden Siegeschancen noch weiter zu vermehren.

Lord Mucklebarrow, der englische Bevollmächtigte für diese Verhandlungen, war bei seinen kaltblütigen Landsleuten wegen seiner Kaltblütigkeit zu sprichwörtlicher Berühmtheit gelangt, so daß von ihm die Sage ging, sogar der Anblick der Hunderte von halbnackten Ladies, die ein königliches Drawingroom zum größten Aktsaal der Welt machten, vermöchte nicht, ihn aus seiner unverwüstlichen Ruhe zu bringen. Aber die Worte Bülow's brachten ihn doch so sehr aus der Fassung, daß er darauf als Erwiderung nur die ungemein geistreiche Wendung fand:

„Well, I never . . . .“

Item, der Waffenstillstand wurde abgeschlossen und die beiden kontrahierenden Mächte verzichteten darin nur auf eigentliche kriegerische Operationen im engsten Sinne des Wortes, nicht aber auf Kriegsvorbereitungen, Bewegungen der Schiffe u. s. w.,

außerdem hatte es sich Deutschland, empört über die nichtswürdige Treulosigkeit der Franzosen, ausdrücklich ausbedungen, daß alle Waffenstillstands- und Friedensunterhandlungen lediglich zwischen dem Reiche und Großbritannien ohne alle Rücksicht auf die französische Republik geführt würden.

Die Verhandlungen über den Frieden wollten kein Ende nehmen und zögerten sich Monate lang hin. Beide Teile wollten eben den Frieden nicht ehrlich; beide wollten nur die erforderliche Zeit gewinnen, um bei Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit entscheidenden Mitteln auftreten zu können. Daher wurde beiderseits mit erstaunlicher Geduld die Antwort auf jede Note abgewartet und die dilatorische Art des Gegners mit einer Nachsicht ertragen, die etwas Unheimliches hatte. Man beklagte sich weder in Deutschland über das unaufrichtige Gebahren Englands, noch in England über die illoyale Verschleppungspolitik Deutschlands. Hüben wie drüben durchschaute man den Gegner; hüben wie drüben spielte man den Gutmütigen, weil man am Schluß der Komödie der Stärkere zu sein hoffte.

Einen etwas rascheren Fortgang nahmen die Verhandlungen zwischen England und Frankreich. Solange man sich am Quai D'Orsay noch in der abgeschmackten Hoffnung wiegte, Deutschland werde die der Republik geleistete Hilfe edelmütig mit einer Draufgabe bezahlen, führte man gegen England eine sehr selbstbewußte Sprache. Als aber Herr von Radowitz in einer ungemein scharfen Note die verrückten Ideen der französischen Minister nach Gebühr gekennzeichnet und die Drohung hinzugefügt hatte, man werde jede weitere Anspielung auf eine Revision des Frankfurter Friedens mit der sofortigen Mobilisierung der gesamten deutschen Armee beantworten, wurde man in Paris gegen England geschmeidiger. Der Friede wurde abgeschlossen und fiel der unglücklichen französischen Kriegsführung entsprechend aus; er kostete Frankreich seine westindischen Besitzungen und seine Anrechte in Neufundland, während England seine Stellung in Egypten gegen jeden späteren französischen Einspruch konsolidiert sah.

Die Beziehungen zwischen Frankreich und dem Reiche wurden immer gespannter; man berief sogar beiderseits die Bot-

schafter ab, und der Ton der gewechselten Noten wurde immer feindseliger; ein Krieg schien unmittelbar bevorzustehen, aber so weit kam es doch nicht. Denn der Zar, der ein sehr feines Gefühl für internationalen Anstand hatte, war bei diesem Anlaß plötzlich aus seiner gewohnten Zurückhaltung herausgetreten und hatte dem General Boisdeffre, der Frankreich in Petersburg vertrat, rund heraus erklärt, es widerstreite seinem Ehr- und Anstandsgefühl, und er könne und wolle es daher nicht dulden, daß die Franzosen bei ihrem heimtückischen Ueberfall Deutschlands auf russische Hilfe rechneten. So klug waren die Franzosen aber doch, daß sie erkannten, ein von England siegreich geführter Seekrieg könne ihnen gar nichts nützen, wenn sie selbst zu Lande Niederlagen erlitten. Und das war eine recht mißliche Geschichte. Denn ihre lächerlichen Rodomontaden wollten zwar die Möglichkeit von Niederlagen nicht zugeben; aber dessen ungeachtet gab es keinen einzigen Franzosen, der in seinem tiefsten Innern an die Möglichkeit von französischen Siegen über die Deutschen geglaubt hätte.

Zweimal war der Waffenstillstand zwischen Deutschland und England verlängert worden; jetzt näherte er sich seinem dritten Endtermin, ohne daß die Deutschen, die ihre Siege über die Engländer honoriert haben wollten, und die Engländer, die keine Lust hatten, die ihnen nach ihrer Ansicht unzweifelhaft winkenden Siegeschancen preiszugeben, zu einer Einigung gekommen wären.

In Deutschland war der Reichstag wieder zusammengetreten, und eine seiner ersten Handlungen war ein vernichtendes Gericht über einen Abgeordneten der Fraktion Richter, der es sich hatte beikommen lassen, an seine Geschäftsfreunde in England ein Rundschreiben zu richten, worin er den zwischen beiden Ländern bestehenden Kriegszustand bedauerte, die Schuld daran den reaktionären Parteien zuschrieb und das Versprechen gab, er und seine politischen Freunde würden nichts unversucht lassen, um dem Kriege, der dem deutschen Außenhandel die schwersten Schläge versetze, um jeden Preis ein Ende zu machen. Graf Ballestrem ergriff unmittelbar nach Eröffnung der ersten Sitzung das Wort, um in wenigen Sätzen sein Bedauern darüber aus

zusprechen, daß sich, während Deutschland einen Kampf um seine Existenz kämpfe, ein „Individuum" gefunden habe, das diesen weltgeschichtlichen Kampf lediglich unter dem Gesichtspunkte seines Kontokorrents betrachte. Es sei schlimm, daß es solche vaterlandslose Individuen gebe, doppelt schlimm, daß ein solches sogar die unverdiente Ehre genieße, Mitglied des Reichstags zu sein. Er halte es für seine Pflicht, der Entrüstung darüber im Namen der überwältigenden Mehrheit des Hauses Ausdruck zu geben.

Der stürmische Beifall, der darauf minutenlang den Saal durchbrauste, war von so elementarer Gewalt, daß Eugen Richter, der zur Verteidigung seines Gesinnungsgenossen schon sein oratorisches Roß aufgezäumt hatte, es doch für geratener hielt, den alten abgetriebenen Klepper wieder abzusatteln und den würdigen Nachfolger der Blell und Jakobi in der Patsche sitzen zu lassen. Der von dem Präsidenten gebrandmarkte Reichsbote legte noch an demselben Tage sein Mandat nieder.

Die Feindseligkeiten brachen wieder aus, und nun traf die Engländer Schlag auf Schlag. Zunächst hörten sie mit Verblüffung, wie schnellfahrende deutsche Kreuzer ihre schnellsten Segel- und Dampfschiffe massenhaft aufbrachten, alle Kämpfe mit Schiffen, die sie vermeiden wollten, vermieden und in allen, die sie aufnahmen, siegreich blieben. Sie hatten der Entsendung deutscher Kreuzer, über die sie vollkommen unterrichtet waren, nur wenig Bedeutung beigelegt, da sie überzeugt waren, daß deren Thätigkeit durch Mangel an Kohlen bald lahm gelegt werden würde. Dann, so rechneten sie, mußten die Kreuzer sehr bald die Beute der überall auf sie fahndenden englischen Kriegsschiffe werden.

Daß diese Rechnung selbst dann ein Loch gehabt haben würde, wenn alle Elemente, die sie in Ansatz brachten, gestimmt hätten, ist unschwer nachzuweisen. Aber zu ihrem Unheil kam in die Rechnung ein neues Element hinein, von dem sie nichts wußten —, und das war der Elektrophor.

Die Deutschen behaupteten sich unter allen Himmelsstrichen, entgingen allen Verfolgungen, richteten unermeßlichen Schaden an britischem Eigentum an, und schienen gleich dem Albatroß

das Bedürfnis der Erholung und des Ausruhens nicht zu kennen: denn niemals hörte man, daß sie in irgend einen Hafen eingelaufen seien. Die im Gelben Meere stationierten Kreuzer kaperten sogar zwei große mit Truppen nach Kiautschau bestimmte englische Transportschiffe und waren schon wieder außer Schußweite, als die begleitenden Kriegsschiffe herankamen.

Gegen gleich starke englische Schiffe nahm jedes deutsche Schiff ohne Besinnen den Kampf auf; und die Mehrzahl aller dieser Einzelkämpfe fiel für die Engländer ungünstig aus. In den zur Kenntnis der Admiralität gelangten elf Fällen hatte fünfmal das englische, zweimal das deutsche Schiff den Rückzug angetreten; drei englische Kreuzer hatten die Flagge streichen müssen —, nicht ein einziger deutscher.

Die Kunde von diesen nicht entscheidenden, aber sehr unrühmlichen Ereignissen erregte in England eine Verstimmung, die nach und nach in leidenschaftliche Wut ausartete. Anfangs hatte die Regierung versucht, die beschämenden Ergebnisse dieses Kleinkrieges dadurch zu bemänteln, daß sie bei Hinausgabe der bezüglichen Nachrichten an die Presse stets unrichtige Angaben über die Stärkeverhältnisse der beteiligten Kriegsschiffe machte. Dies Verfahren hielt aber nicht lange vor. Abgesehen von den jedem Blatte zur Kontrolle dieses offiziösen Schwindels zu Gebote stehenden Hilfsmitteln waren auch die Angaben in den nach England gelangenden deutschen, französischen und amerikanischen Zeitungen geeignet, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen.

Darüber entstand denn nun allgemach im Volke eine ganz gefährliche Gereiztheit, und man verlangte mit Ungestüm, daß die in den deutschen Gewässern versammelten übermächtigen Geschwader endlich einen entscheidenden Schlag führten.

Nach langem Zögern entschloß sich der Marineminister endlich, an die Admiräle in Nord- und Ostsee den kategorischen Befehl zu erlassen, ohne Rücksicht auf die voraussichtlichen Verluste die Befestigungen an den Häfen und Flußmündungen zu forcieren und die deutsche Flotte zu vernichten. Ein heftiger Tadel über den bisher bewiesenen Mangel an Unternehmungslust krönte die Depesche.

Der englische Aviso, welcher diesen Befehl nach der Elbemündung überbringen sollte, begegnete auf der Höhe von Vlissingen zwei englischen Panzern —, dem Rest des englischen Nordseegeschwaders.

Unthätig wie die englische war bis dahin auch die deutsche Flotte geblieben. Aber endlich hatte sie ihre Vorbereitungen vollendet, und die gesamte deutsche Streitmacht hatte an demselben Tage, wo das englische Ministerium den Beschluß faßte, seine Admiräle aus ihrer Unthätigkeit aufzurütteln, die vor Elbe und Weser kreuzende englische Flotte bei Scharhörn angegriffen und — vernichtet.

Das überlegene Geschützfeuer, die durch den Elektrophor begründete größere Schnelligkeit und außerordentliche Manövrierfähigkeit der deutschen Panzer, die todesmutige Handhabung der Torpedos und das erfolgreiche Eingreifen der unterseeischen Boote, das alles hatte zusammengewirkt, den größten Seesieg, den die neue Geschichte kennt, für die Deutschen zu entscheiden. Abukir und Trafalgar verblaßten vor Scharhörn, wie Austerlitz und Jena vor Sedan.

Der englische Verlust bei Abukir, der bis dahin größten Seeschlacht, hatte kaum tausend Mann betragen; der deutsche Verlust bei Scharhörn bezifferte sich auf die Hälfte, aber der englische . . .

. . . . . Ein solches Wehklagen, wie es in diesen Tagen aus Stadt und Land, aus Hütten und Palästen zum Himmel aufstieg, hatte England noch nicht gekannt. Es gab keine aristokratische Familie, die nicht durch den Tod eines nahen Verwandten oder Freundes, keine größere oder kleinere Stadt, die nicht durch den Verlust vieler ihrer besten Söhne in Trauer versetzt worden wäre.

Abukir und Trafalgar, Vittoria und Waterloo hatten auch Trauer über viele Familien gebracht; aber das waren englische Siege gewesen, und der Einzelne fand in seinem Kummer Trost im Ruhme des Vaterlandes. Nun war es eine Niederlage und zur Trauer um den eigenen gesellte sich der Schmerz um den Verlust des Vaterlandes.

Die Blätter sprachen von einem englischen Cannä, und das ganze Volk raffte sich mit einmütiger Entschlossenheit auf, um die „neuen Punier" zu besiegen, wie die Römer ihrem schlimmsten Feind, dem furchtbaren Hannibal, nach Cannä ein Zama bereitet hatten.

Trotz alledem gewann man erst dann eine richtige Vorstellung von der Riesengröße der Gefahr, womit die Beherrscherin der Meere bedroht war, als ein halbes Dutzend der schnellsten deutschen Panzer einige englische Hafenplätze mit unerhörter Keckheit brandschatzte. Also dahin war es schon gekommen! Die Flotte genügte nicht mehr, um das seit Jahrhunderten unangreifbare Inselreich zu schützen! Man rief die Freiwilligen zu den Waffen, befestigte mit fieberhafter Hast alle irgendwie bedrohten Küstenplätze und fuhr an allen meerbeherrschenden Punkten schweres Geschütz auf.

Mitten in diese Vorbereitungen hinein traf der zweite Schlag: eine Niederlage der Ostseeflotte. Auf der Rückfahrt nach England begriffen, war sie am Ausgange des Kattegat ganz unvermutet von der deutschen Flotte angegriffen und ebenso vollständig, bis zur Vernichtung geschlagen worden, wie 14 Tage vorher das Nordseegeschwader. England hatte den Kern seiner Flotte, seine stärksten Schlachtschiffe, eine Anzahl seiner besten Kreuzer, zahlreiche Torpedoboote und Torpedojäger, dazu aber, was noch schlimmer war, die Blüte seiner tapferen Seeleute verloren. Schiffe und Geschütze konnten ersetzt werden, nicht aber die Menschen in einem Lande, das ohnehin schon bezüglich der Bemannung seiner Flotte mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Gegen die deutschen Kolonien in Afrika und Ostasien wurden einige Erfolge errungen, aber das war nur ein kümmerlicher Ersatz für die entscheidenden Niederlagen. Und dies um so mehr, als sie sich auf die Küstenplätze Tsintau und Dar-es Salam beschränkten. In Ostafrika erlitten englisch-ostindische Truppen, Sikhs und Gurkhas, die der von Generalmajor von Wißmann befehligten deutschen Schutztruppe in's Innere folgen wollten, eine derbe Schlappe, die ihnen jede Lust benahm, über den von

den Kanonen ihrer Kriegsschiffe bestrichenen schmalen Küstensaum vorzurücken.

Dazu gesellte sich nun eine weitere sehr ernste Kunde. In Frankreich, dem unberechenbarsten aller Länder, war die Volksstimmung abermals umgeschlagen. Zwar den Deutschen gönnte man ihre Siege nicht, wohl aber den Engländern ihre Niederlagen. Und aus diesem zwiespältigen Gefühl heraus erwuchs das Verlangen, da man an Deutschland vorläufig keine Revanche nehmen konnte, dies wenigstens bei England zu versuchen.

Der Weg dazu ergab sich von selbst, und Hanotaux, der es längst bitter bereute, sich auf ungeschickte Weise mit Deutschland überworfen zu haben, schlug ihn ohne Zögern ein. Die Haltung der tonangebenden Presse bewies ihm, daß er dabei den einflußreichsten Teil der öffentlichen Meinung auf seiner Seite habe.

Eine Sondierung am Petersburger Hofe ergab, daß auch dort der Eindruck der deutschen Siege einen Umschwung hervorgebracht hatte. Der Zar war nicht länger geneigt, die große Abrechnung mit England auf unbestimmte Zeit zu verschieben; noch wollte er den Krieg nicht, aber die absolute Neutralität wollte er auch nicht mehr.

Mr. Chamberlain, der seit Salisbury's Tode auch die auswärtige Politik Englands leitete und nach Beseitigung aller fähigen und unabhängigen Köpfe ein Ministerium aufgeblasener Nullen unter sich hatte, wurde eines schönen Morgens in der angstvollen Erwägung, ob es besser sei, den Krieg mit den größten Opfern fortzusetzen oder dem siegreichen Deutschland die Hand zum Frieden zu bieten, auf das Unangenehmste durch die Botschafter Frankreichs und Rußlands unterbrochen; sie verlasen gleichlautende Verbalnoten, in denen die freundschaftliche Vermittlung der beiden Mächte in Ausdrücken angeboten wurde, die den eigentlichen Charakter dieses Angebots nur unvollkommen verschleierten.

Zuverlässige Nachrichten aus Deutschland ließen erkennen, daß man sich dort mit dem Gedanken einer Landung in England trage, und Chamberlain konnte sich nicht verhehlen, daß die Aussichten für das Gelingen eines solchen Planes bei weitem

günstiger seien, als er noch vor wenigen Wochen für möglich gehalten hätte.

Um den Becher des Unglückes voll zu machen, kam aus Australien die Botschaft, daß die Bewegung für eine vollständige Losreißung vom Mutterlande in Fluß gekommen und ohne Waffengewalt nicht mehr aufzuhalten sei. Nur Neuseeland hielt treulich zur europäischen Muttermacht.

Chamberlain berief einen Ministerrat, der im tiefsten Geheimnis von 8 Uhr morgens bis 2 Uhr mittags tagte, fuhr dann zum Könige und gab ihm eine ungeschminkte Darstellung der Sachlage. König Albert Eduard verschob seine Entschließung auf den folgenden Tag; an diesem Abend gab es viele heiße Thränen in den Augen einer schönen hohen Dame; aber gegen die unerbittliche Wucht der Thatsachen war nun einmal nicht anzukämpfen.

Der König erteilte Chamberlain Vollmacht, die von ihm vorgeschlagene Politik durchzuführen. Sie bestand darin, daß den beiden vermittelnden Mächten eine nichtssagende, hinhaltende Antwort gegeben, Deutschland aber in Bezug auf die Friedensbedingungen, die es etwa stellen würde, sondiert werden sollte. Waren diese nicht zu hart, so sollte der Frieden abgeschlossen, gleichzeitig aber versucht werden, Deutschland durch Einräumung weiterer Vorteile als Bundesgenossen gegen Rußland und Frankreich zu gewinnen.

In Berlin war Frankreich noch immer unvertreten; um so mehr war im Auswärtigen Amte das von Rußland eingereichte Vermittlungsanerbieten des Zweibundes eine keineswegs angenehme Ueberraschung gewesen. Von vornherein bestanden einige Zweifel, ob sich die Spitze der Vermittlung mehr gegen Großbritannien oder gegen das Reich kehre. Ursprünglich war man geneigt, eine schroff ablehnende Antwort zu geben, und dies um so mehr, als sich wieder eine heimliche Agitation der unheilbaren Friedensfimpelei bemerkbar machte; man unterließ es jedoch, sperrte einige der vorlautesten Friedensnarren ein, und erwog dann in aller Ruhe, ob es nicht ratsam sei, den verdächtigen guten Freunden durch ein Abkommen mit England einen Strich

durch die Rechnung zu machen. In diese Stimmung hinein platzte abermals Lord Mucklebarrow mit seiner Sondierung, und nun kamen die beiden Mächte sehr rasch zu einem vollständigen Einvernehmen.

Graf Bülow machte sich die offenkundige Abneigung Englands gegen die Einmischung des Zweibundes sehr geschickt zu Nutze. Er erklärte dem englischen Lord mit großer Bonhomie, daß Deutschland von dem lebhaftesten Wunsche beseelt sei, wieder ein gutes Verhältnis mit England herzustellen, daß man daher keineswegs unbillige Friedensbedingungen stellen würde, diese Bedingungen aber nicht diskutieren lassen wolle. Es gebe nur ein Annehmen oder ein Ablehnen der Gesamtheit aller Forderungen.

Die Bedingungen aber waren folgende:

1. Gebietsabtretungen:
   a) In Europa: Gibraltar.
   b) In Afrika: Walfischhafen, Sansibar, Witu und das übrige Nordost-Afrika und das Nigergebiet.
   c) In der Südsee: Tonga und der englische Teil von Neuguinea.
2. Verzicht auf:
   a) Das englische Vorkaufsrecht auf den portugiesischen Besitz in Afrika.
   b) Die englischen Ansprüche auf die Fidschi-Inseln.
3. Keine Kriegskostenentschädigung; aber Zahlung des Kaufspreises an die von Deutschland zu expropriierenden englischen Gesellschaften in den abgetretenen Gebietsteilen; ferner Zahlung für den von Deutschland angekauften niederländischen Anteil von Neuguinea an Holland, das aus Gründen, die zu erörtern hier zu weit führen würde', außer Neu-Guinea sein ganzes ostasiatisches Inselreich unter deutschen Schutz gestellt hatte, und für Goa und den portugiesischen Anteil von Timor an Portugal.

Die Verträge mit den beiden genannten Staaten waren schon abgeschlossen; Portugal sollte 16 Millionen, Holland

12 Millionen Mark erhalten. Eine Kriegsentschädigung von so geringem Umfange konnte England nicht ablehnen. Deutschland aber konnte sich damit begnügen, weil es seinem Handelsstande die erlittenen Schäden aus den massenhaften englischen Prisen der letzten Wochen ersetzen konnte. Als der Friedensvertrag dem Abschluß nahe war, fand der Kaiser sogar noch eine Form, um den Engländern eine Kourtoisie zu erweisen, indem er ihnen als kleines Aequivalent für die größeren Landesabtretungen Goa überließ. Es lag darin auch eine kleine liebenswürdig-boshafte Revanche für Helgoland. Wie Deutschland seinerzeit das wertlose Eiland, nur weil es im deutschen Küstengebiet lag, gegen unverhältnismäßig hohen Preis in Afrika erworben hatte, so erwarb jetzt England die indische Enclave gegen sehr hohe Abtretungen in anderen Weltteilen. Aber dem Vertrage war dadurch doch einigermaßen der Stachel der Demütigung abgebrochen.

Mit fliegenden Fahnen und in stolzer Haltung standen beide Mächte Rußland und Frankreich gegenüber, als diese, unkundig der im tiefsten Geheimnis geführten Unterhandlungen, das Angebot der Friedensvermittlung in dringlicherer Form wiederholten. In Deutschland lehnte man diesmal bestimmt und unzweideutig, wenn auch in der Form höflich, ab; in England, wo man das Bedürfnis einer gewissen Rehabilitierung empfand, wies man die vermittlungsfreudigen Mächte mit der schroffen Erklärung zurück, man betrachte ihr Angebot als eine gegen England unfreundliche Handlung.

Während man in Paris und Petersburg noch überlegte, wie man diese beschämende Zurückweisung beantworten sollte, kam die Nachricht von dem Friedensschluß an, und damit war vorläufig die Aktion des thatendurstigen Zweibundes zu Ende. Man hätte gern das herausfordernde Auftreten Englands mit kriegerischen Schritten beantwortet, aber man glaubte aus den Friedensbedingungen und der ganzen Haltung der kontrahierenden Mächte schließen zu müssen, daß noch eine geheime Abmachung bestehe; an der Seine wie an der Newa war man überzeugt, daß England bei einem Kriege mit den Francorussen auf die Bundesgenossenschaft Deutschlands rechnen dürfe. Man wies auf die

Analogie hin, die hierfür in dem Verhalten Bismarck's nach 1866 gegeben sei; wie Deutschland damals schon beim Friedensschlusse sein Augenmerk darauf gerichtet habe, den eben niedergeworfenen Gegner durch Schonung als Bundesgenossen zu gewinnen, so habe man sich jetzt darauf eingerichtet, England als Freund für die Zukunft nicht unmöglich zu machen.

Das klang sehr plausibel, traf aber dennoch die Wahrheit nicht. Denn Deutschland hatte dem englischen Unterhändler Lord Mucklebarrow, der auch darüber vorsichtige Anfragen gestellt hatte, mit aller Bestimmtheit erklärt, daß es in einem französisch-russisch-englischen Kriege die strengste Neutralität beobachten würde. Besäßen die Franzosen in politischen Dingen nur ein Fünkchen gesunden Menschenverstand, so hätten sie sich sagen müssen, daß Deutschland gar nicht anders verfahren konnte, und daß jene Analogie schon deshalb verfehlt sein mußte, weil bei der kriegerischen Auseinandersetzung mit Oesterreich jeder Anlaß zu späteren Zwistigkeiten beseitigt worden war, bei der mit England aber nicht. Man mußte darauf gefaßt sein, daß England früher oder später einen Anlauf zur Wiederherstellung seiner maritimen Obmacht durch einen Krieg mit Deutschland nehmen würde, und es war geboten, gegen diese Eventualität gewappnet und auf der Hut zu sein. Ein Bündnis mit England gegen dessen Feinde würde daher eine geradezu selbstmörderische Politik gewesen sein. Deuschlands Weg war klar vorgezeichnet und sehr einfach: Zurückweisung jedes Angriffs, aber Zurückhaltung in allen Händeln, die andere Mächte unter sich hatten. Sie alle waren Feinde Deutschlands; dieses hatte kein Interesse daran, wer Sieger oder Besiegter sein mochte, sondern nur daran, daß einer oder mehrere seiner Feinde geschwächt wurden. In diesen Prozeß mit eigenen Opfern hindernd einzugreifen, wäre der Gipfel der Thorheit gewesen.

Indessen, wie dem auch sein mochte, diese Erwägungen stellte man weder in Rußland noch in Frankreich an, und die Besorgnis, bei einem Kriege nicht nur Großbritannien, sondern auch Deutschland gegenüber zu stehen, genügte vollständig, um den Zweibund im Zaume zu halten.

In England sammelte man sich. Deutschland hatte nirgends einen Freund, aber England auch nicht. Die Engländer thaten einen herzhaften Schnitt ins eigene Fleisch und gewährten Australien die begehrte Autonomie. Während des Krieges hatte man von den Herren Antipoden nicht die geringste Hülfe gehabt; es war vielleicht nicht falsch kalkuliert, daß man in einem selbstherrlichen Australien unter Umständen doch einen etwas wertvolleren Bundesgenossen finden würde als in einem unzufriedenen Vasallenstaat.

Der glücklich verlaufene Krieg hatte noch ein friedlich verlaufendes, aber darum für das deutsche Nationalgefühl nicht minder erhebendes Nachspiel. Der Uebergang der ostafrikanischen Besitzungen Englands, der Walfischbai, der Tonga- und Fidschi-Inseln, von Neu-Guinea und den Molukken an Deutschland vollzog sich ohne die geringste Schwierigkeit. Gibraltar trat Deutschland an Spanien ab gegen gewisse Ansprüche, die das herabgekommene Land an Marokko hatte, ohne sie geltend machen zu können. Da auch Deutschland der Unverschämtheiten überdrüssig war, die man sich vor den Thoren Europas von einem auf der untersten Stufe der Barbarei stehenden Staate gefallen lassen mußte, so machte es kurzen Prozeß, landete eine Truppenmacht von 8000 Mann bei Tanger und erklärte das Land für eine deutsche Kolonie.

Und nun war es Zeit, mit Amerika Abrechnung zu halten.

Eine kleine Zwistigkeit mit der verkommenen Negerrepublik Liberia veranlaßte Deutschland, seine Flagge in Monrovia zu hissen und den grotesken Freistaat unter sein Protektorat zu stellen. Da es bekannt war, daß man in Washington eine Art Patronat über die schwarzen Republikaner beanspruchte, so war man in Deutschland höflich genug, den Vorgang dort zu notifizieren.

Zugleich mit dieser Note hatte aber der deutsche Botschafter noch eine andere zu überreichen.

Man hatte es seinerzeit in Deutschland abgelehnt, den Kaufpreis für die Mikronesischen Inseln in Empfang zu nehmen, und die Yankees waren unvorsichtig genug gewesen, sich dabei zu

beruhigen. Dies nahm Deutschland zum Vorwand, um die ihm mit Gewalt und Kriegsandrohung entrissenen Inseln wieder in seinen Besitz zu bringen. Die Note des Botschafters, welche diesen Entschluß ankündigte, war von einer Denkschrift begleitet, welche in ausführlicher Weise die ganze Brutalität des damaligen anglo-amerikanischen Verfahrens darlegte, dann weiter ausführte, daß Deutschland die bindende Kraft jenes Vertrages nicht mehr anerkenne, um so weniger, da die Yankees ihrerseits die ihnen obliegende Verpflichtung nicht erfüllt hätten, und mit der Erklärung schloß, daß man die Inseln nach wie vor als deutsche Schutzgebiete betrachte. Die begleitende Note ersuchte die Washingtoner Regierung, ihr halbes Dutzend Beamte auf den Karolinen nnd Marianen zurückzuberufen und das Sternenbanner einzuziehen, um unangenehme Weiterungen zu vermeiden. Etwaige Privatrechte amerikanischer Staatsbürger würde die deutsche Regierung, soweit sie nicht mit deutschen Gesetzen in Widerspruch stünden, respektieren.

Die Amerikaner antworteten mit einem ungemein energischen Protest und einer Reihe der ungezogensten Flegeleien in parlamentarischen Reden von Senatoren und Abgeordneten und in Trinksprüchen stark angeheiterter Heeres- und Flotten-Angehöriger. Man rüstete die Flotte aus, berief Freiwillige ein und bedrohte Deutschland mit dem Schicksal Spaniens. Ein halbverrückter Oberst, der sich durch seine Rodomontaden ganz besonders auszeichnete, mußte Rundreisen durch die Vereinigten Staaten machen, um sich von den wieder einmal hysterisch gewordenen Weibern abküssen zu lassen. Allein in Berlin ließ man sich von Yankee-Großmäuligkeit nicht imponieren. Die deutsche Flotte wurde mobil gemacht, und man ließ in Washington nicht den leisesten Zweifel darüber, daß man keinen Augenblick vor einem Kriege mit der Union zurückschrecken werde, nicht wegen des Wertes der mikronesischen Inseln, sondern lediglich, um eine für das deutsche Selbstbewußtsein demütigende Thatsache — und das sei unzweifelhaft der amerikanische Besitz dieser Inseln — ein für allemal aus der Welt zu schaffen.

Und nun gaben die Vereinigten Staaten nach. Trotz aller

großen Worte wußte man in Washington, daß man einen Seekrieg mit Deutschland nicht führen könne, so gut wie man in Paris von der Aussichtslosigkeit eines Landkrieges mit Deutschland überzeugt war.

Die Demütigung Deutschlands hatte ihre Sühne gefunden, wie die von Straßburg sie ebenfalls gefunden hatte, nur daß Deutschlands Geduld diesmal nicht auf eine so harte Probe gestellt worden war. . . .

Schluß.

So weit hatte ich gelesen, als Müdigkeit mich überwältigte. Das Buch entsank meiner Hand und ich ließ es fallen, — zu kraftlos und erschöpft, um es wieder aufzunehmen.

Als ich erwachte, war es schon spät, und die Sonne schien lustig in mein Zimmer hinein. Ich suchte überall nach dem Buche, aber es war vollständig verschwunden, und ich geriet darüber in große Bestürzung. Wo zum Kuckuck konnte es geblieben sein?

Nun, wo immer es sein mochte, in meinem Zimmer war es jedenfalls nicht. Es war mir äußerst fatal, meinem Gaste mit dem Geständnis dieses Verlustes kommen zu müssen. Aber das wurde mir erspart. Der Fremde hatte schon vor Tagesanbruch die Weiterreise angetreten und viele Grüße und Dankesworte für mich hinterlassen.

Beim Packen seiner Siebensachen war ein halbzerfetztes Zeitungspapier zurückgeblieben. Begierig zu sehen, wie sich jetzt die Geschichte Deutschlands entwickle, ward ich allen meinen Vorsätzen untreu und griff danach. . .

Schon nach den ersten Zeilen griff ich mir entsetzt an den Kopf: was war denn das! Eine Reichstagsverhandlung über eine Flottenvermehrung von zwei Kreuzern, wobei die Forderung der Regierung von einer sozialdemokratisch-deutsch-freisinnig-ultramontanen Mehrheit abgelehnt wurde! Dann eine Verhandlung über den Verkauf der Marschall-Inseln an England, nachdem die vor einigen Jahren erfolgte Abtretung von Neu-Guinea an die-

selbe Macht, der Karolinen an Amerika und der Marianen an Japan jene letzten Reste unpraktischer Kolonialbestrebungen ganz wertlos gemacht habe! Die Aeußerung eines nationalliberalen Redners, die schwächliche Preisgebung der Marianen an eine so untergeordnete Macht wie Japan sei ein trauriger und unbegreiflicher Fehler gewesen, wurde unter dem johlenden und höhnenden Beifallsjubel der Mehrheit von dem Reichkanzler mit der Bemerkung zurückgewiesen, man hätte doch jener wertlosen Korallenriffe wegen unmöglich einen Krieg mit Japan führen können, zumal da dessen Flotte ja schon damals der deutschen weit überlegen gewesen wäre.

Ich lachte laut auf — daß ich doch daran nicht früher gedacht hatte! Sicherlich war es eine uralte Zeitung, die ich da in der Hand hielt!

Aber nein — ich sah nach dem Datum — sie war vom 2. Juni 1931! Ganz neu! Träumte ich denn?

Ach nein! Jetzt träumte ich nicht! Aber ich *hatte* heute Nacht geträumt. Jener erste Zeitungsausschnitt, der mich in so große Aufregung versetzt hatte, war aus einer Faschingszeitung vom vorigen Jahre, die, wie ich nun erst entdeckte, in witziger Nebeneinanderstellung Ideal — wie es hätte *sein können* — und Wirklichkeit — wie es *war*, vorführte.

Alles Uebrige hatte ich geträumt. Das Buch und sein Inhalt waren eine Ausgeburt meiner Traumphantasie, ein leeres Hirngespinst.

Leider!

G. Franz'sche k. b. Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer), München.

Flug-Schriften

herausgegeben vom All-Deutschen Verbande.

Preis des einzelnen Heftes 40 Pf.,
bei Bezug von 50 Stück 30 Pf., bei 100 Stück 20 Pf., bei 1000 Stück 15 Pf.
(Die Hefte werden auch gemischt zu Partiepreisen geliefert.)

1. **Die geschichtliche Berechtigung des deutschen Nationalbewußtseins.** Von Professor Dr. Heyck.
2. **Deutschlands Ansprüche an das türkische Erbe.**
3. **Die Behandlung der nation. Minderheiten u. die Lage des Deutschtums in Böhmen.** Von Reichsratsabgeordn. H. Prade.
4. **Genügt Deutschlands Wehrkraft zur See?** Ein Mahnruf.
5. **Deutsche Weltpolitik.** Von Professor Dr. E. Hasse.
6. **Deutschlands Seegefahr.** Von B. Weyer. (Doppelheft.)
7. **Die deutsche Flotte.** Von Vize-Admiral a. D. R. Werner.
8. **Der Alldeutsche Verband, seine Geschichte, seine Bestrebungen und Erfolge.** Von Hugo Grell.
9. **Deutschlands Weltstellung und die nächsten Aufgaben deutscher Politik.** Von Dr. E. Bassenge.
10. **Warum die deutsche Flotte vergrößert werden muß.** Von Dr. Ad. Lehr.
11. **Die slaw. Gefahr in d. Ostmark.** V. Dr. Reismann-Grone.
12. **Die deutschen Reichshäfen.** Von Dr. Reismann-Grone.

Zu Deutschlands Ehr. Vaterländische Gedichte von Richard Deye, brosch. 1,50 M., geb. 2,50 M.

Bilder u. Skizzen a. Geschichte u. Leben. Von Prof. Dr. K. Th. Heigel, Direktor d. histor. Seminars in München. Br. 6 M., el. gb. 8 M.

Das magyar. Ungarn u. d. Dreibund. V. Hungaricus. 1,20 M.

Bismarck's Erbe. — Los von Rom, gut deutsch allwege! Von Prof. Dr. Lehmann-Hohenberg in Kiel. Preis 80 Pf.

Halt! Wer da? Lieder a. d. deutsch-österr. Feldlager. V. K. Pröll. 1 M.

Nationale Wehrpflicht. Sind d. Reichsdeutschen berechtigt u. verpflichtet, d. Deutschtum i. Ausl. zu stützen? V. K. Pröll. Preis 50 Pf.

Die Totengräber Oesterreichs. Von K. Pröll. Preis 80 Pf.

Deutsche Vermächtnisse und deutsche Versäumnisse. Gedenkblätter nationaler Stiefkinder von Karl Pröll. 4. Aufl. Preis 2 M.

Deutscher Volksschlag in Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Gustrau Schultheiß. Preis 1 M.

Kann sich die österreichisch-ungarische Armee den Einflüssen der Nationalitätenkämpfe entziehen? ? ? Von Karl Schwarzenberg. Preis 60 Pf.

Oesterreichs Zusammenbruch u. Wiederaufbau. V. * * * 30 Pf.

Deutschland einst und jetzt. Mahnruf an die Nation von Prof. Dr. J. Sepp. 4. v. Tausend. Preis 40 Pf.

Ein neuer Reichstag Deutschlands Rettung. V. J. Unold. 1 M.

Die deutsche Frau in der Friedensbewegung. Von Hermine Diemar, geb. von Hillern. Preis 40 Pf.

Verlag von J. F. Lehmann in München.

Der Kampf um das Deutschtum

betitelt sich ein im Auftrage des Alldeutschen Verbandes herausgegebenes Werk, das in 10 Heften, die auch einzeln käuflich sind, zur Ausgabe gelangt.

Im „Kampfe um das Deutschtum" schildern bewährte Vorkämpfer des alldeutschen Gedankens in übersichtlicher und erschöpfender Weise die Lage des Deutschtums auf der ganzen Erde. Die geschichtliche, volkswirtschaftliche und politische Entwicklung jedes Landes kommt in anziehender Weise zur Darstellung.

Zum ersten Male wird hier in zusammenfassender Weise über alle deutschen Siedlungen auf der ganzen Erde berichtet und Mittel und Wege angegeben, deren diese Glieder unseres Volkes bedürfen zu gedeihlichem Fortbestande und kraftvoller Weiterentwicklung.

1. **Die Weltstellung des Deutschtums** von Fritz Bley. 80 Pf.
2. **Deutschnationales Vereinswesen.** Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Nationalgefühls von Dr. H. Schultheiß. 1,20 M.
3. **Die preussischen Ostmarken** von Christian Peyer. Mit einer Sprachenkarte. 1,20 M.
4. **Schleswig-Holstein** von Carl Strackerjan. Mit Karte. (Erscheint 1909.)
5. **Elsass-Lothringen** von Reichsgerichtsrat Dr. J. Peterson. Mit Karte.
6. **Böhmen, Mähren und Schlesien** von Reichsratsabgeordneten Kurt Tüxen. Mit einer Sprachenkarte. 1,20 M.
7. **Tirol** von S. Rabert. (Erscheint 1909.)
8. **Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien** von Reichstagsabg. Prof. Hofmann v. Wellenhof. 1,40 M.
9. **Deutschtum und Magyarisierung in Ungarn** von Dr. H. Schultheiß. Mit einer Sprachenkarte. 1,40 M.
10. **Schweiz** von Professor Dr. Kunzfeld. Mit einer Sprachenkarte. 1,20 M.
11. **Niederlande und die alldeutsche Bewegung** von Fritz Bley. 1,20 M.
12. **Russland** von S. v. Löwenthal. (Erscheint Frühjahr 1909.)
13. **Chile** von Dr. Johannes Ahrens. 1,20 M.
14. **Brasilien und die La Plata-Staaten** von Kolonialdirektor a. D. Schinz.
15. **Mittel-Amerika,** Bolivien und Peru. Von Dr. W. Winger. 1,20 M.
16. **Nord-Amerika.**
17. **Süd-Afrika** — **niederdeutsch** von Fritz Bley. Preis 1 M.
18. **Asien** von Dr. Neubaur.
19. **Australien** von Dr. Neubaur.

Preis je nach Umfang durchschnittlich 1,20 M.

Abnehmer der ganzen Reihe erhalten diese zu einem um 20 v. H. billigeren Vorzugspreise. Bei den Heften, die demnächst zur Ausgabe kommen, ist der Erscheinungstermin angegeben.

Den Deutschen Oesterreichs. Hundert Studienblätter deutscher Künstler. Herausgegeben von **Franz von Defregger** zu Gunsten des deutschen Studentenheims und des deutschen Vereinshauses in Cilli. Mit Text von Prof. **Dr. Max Haushofer** und einer Einleitung von **Heinrich Wastian.** 8 Heliogravüren, 88 Typogravüren in Tondruck und 8 Textbildern. 12 Bogen Text. In Prachtband gebunden 20 M.

Neben der herzigen Einleitung von **H. Wastian** gibt Professor **Max Haushofer** in Novellenform einen prächtigen Text zu den Abbildungen. — Der Hauptwert des Werkes liegt in den von **Fr. v. Defregger** gesammelten **herrlichen künstlerischen Beiträgen der hervorragendsten deutschen Meister** wie **W. Firle, Hermann Kaulbach, F. H. Kaulbach, Knaus, Leibl, Lenbach, M. Liebermann, Löffitz, Menzel, Oberlaender, O. Seitz, Franz Stuck, L. Willroider** u. s. w.

This book should be returned to
the Library on or before the last
stamped below.
A fine of five cents a day is in
by retaining it beyond the sp
time.
Please return promptly.